Der Waldmensch.

Von

Elie Berthet.

Deutsch

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die Zwietracht.

Kaum hatten sich Van Stetten und Stewart einige Schritte entfernt, um die Truppe einzuholen, so fielen die beiden Waldmenschen auf den Erdboden und sprangen auf ihr verendendes Junges zu. Zum Glück kümmerten sie sich nicht um die Jäger, die sonst auf ihrem Marsch große Hindernisse gefunden haben würden. Die Mutter schloß ihren Sprößling in ihre Arme, untersuchte und küßte seine Wunden, suchte das Blut zu stillen und weinte; der Vater knurrte und schwang drohend seine Keule. Bald eilten die andern Orangs herbei und schienen den Schmerz und Zorn des Paares zu theilen.

Als die Truppe sie aus den Augen verlor, war der junge Orang verschieden, und die andern bedeckten ihrer Gewohnheit gemäß den Todten mit Laub und Zweigen. Die Mutter wälzte sich laut jammernd auf dem Rasen.

Etwas später machte die Truppe Halt unter einer Baumgruppe, die von einer weiten baumlosen Grasfläche umgeben war. Man hatte hier also keinen Ueberfall von Seiten der Orangs zu fürchten. Diese Rast war sehr nothwendig nach den Strapazen in der drückenden Hitze. Ueberdies mußte man die von den Waldmenschen Erschlagenen begraben, und mehrere Arbeiter gruben in der Eile ein Grab unter einem Palmbaume.

Richard konnte, trotz der Opfer, welche die Befreiung ines Sohnes gekoſtet, ſeine Freude nicht verbergen; er trachtete mit inniger Vaterzärtlichkeit ſeinen lieben Eduard, n er endlich mit Beharrlichkeit und Muth erkämpft hatte. r lockerte die Bande, welche um die Arme und Beine des ngen Wilden geknüpft waren, ohne ihm jedoch völlig eie Bewegung zu laſſen. Er ließ ihn nicht aus den Augen. ider ſchien der Gefangene von dieſer zärtlichen Sorge ine Notiz zu nehmen. Der gewaltigen Aufregung war ne tiefe Abſpannung gefolgt. Er lag ſchweigend und re=ngslos auf dem Raſen. Maria hatte ihm Orangen und ananen angeboten, aber er hatte ſie trotzig und finſter rückgewieſen. Auch Miß Surrey fand keine beſſere Auf=hme. Vergebens zeigte ſie ſich ihm in der weißen Muslin=ille, die anfangs einen ſo günſtigen Eindruck auf ihn ge=acht hatte; vergebens redete ſie ihn freundlich an: er arrte ſie an, aber er blieb gleichgiltig, als ob er ihr gezürnt ätte, daß ſie bei ſeiner Gefangenſchaft behilflich geweſen.

Einmal jedoch raffte er ſich auf. Die meiſten Jäger gen zerſtreut im Graſe, die anderen waren mit der Be=digung der Erſchlagenen beſchäftigt. Plötzlich hörte man einiger Entfernung das Knurren eines Orangs. Man ußte, daß an dieſer Stelle nichts zu fürchten war; einige äger ſahen ſich jedoch um und bemerkten auf einem Baum=pfel den Vierhänder, der ihre Aufmerkſamkeit erregt hatte. ielleicht würde man ihn nicht weiter beachtet haben; aber duard, der bis dahin ſo ruhig geweſen war, beantwortete n Ruf mit einem lauten Schrei, ſprang raſch auf und ien in den Wald laufen zu wollen. Er hatte nicht an die tricke an ſeinen Beinen gedacht; in ſeiner haſtigen Bewe=

gung aufgehalten, fiel er auf den Rasen und machte vergebliche Versuche wieder aufzustehen. Dann fiel ein Schuß und der Orang verschwand.

»Du siehst, Anna,« sagte Richard, nachdem er sich überzeugt, daß sein Sohn sich nicht verletzt hatte; »er möchte uns gern wieder verlassen und zu den Waldmenschen zurückkehren, wir werden mehr Mühe haben, als ich glaubte, ihn zu zähmen.«

»Es wird uns gelingen, lieber Onkel,« antwortete Anna, die ihren Schrecken nicht zu verbergen vermochte.

»Miß Surrey war berechtigt, etwas Besseres von ihrem Cousin zu erwarten,« sagte Stewart mit Absicht; »sie durfte wohl einen andern Lohn für ihren Muth und ihre Aufopferung erwarten.«

Und da ihm Anna einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, fügte er mit verändertem Tone hinzu:

»Mr. Palmer, ich hoffe, daß uns die Orangs nun in Ruhe lassen werden; sie scheinen einzusehen, wie gefährlich es ist, uns auf Schußweite nahezukommen. Der Vorposten hat sich auf den ersten Schuß zurückgezogen.«

»Wir sind noch nicht sicher,« antwortete Richard. »Ich kenne Vorfälle, welche Zeugniß von der außerordentlichen Klugheit dieser Thiere, wie von ihrer Bosheit geben. Ich möchte, wir wären schon jenseits der Lagunen, und ich bedaure sehr, daß wir genöthigt waren, den jungen Orang zu tödten . . .«

»Welch' ein entsetzlicher Anblick!« sagte Anna schaudernd.

»Und was hat es genützt!« fügte Van Stetten hinzu.

*

»Ich konnte die Haut des Orang nicht mitnehmen, und nicht einmal Beobachtungen anstellen . . .«

»Lieber Doctor,« unterbrach Stewart und zeigte auf den Malayen Boa, dessen zerschmetterten Arm Van Stetten soeben verbunden hatte. »Sie haben wenigstens Gelegenheit gehabt, die Kraft seiner Keulenschläge zu messen. Sie hätten auch mit Papa und Mama leicht eine unangenehme Bekanntschaft machen können, wenn ich Ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre. — Es ist mir sehr lieb, daß wir diesen garstigen Geschöpfen gezeigt haben, wessen wir fähig sind; sie haben uns Schaden genug gethan. Drei Mann erschlagen und einer schwer verwundet, ist das nichts?«

»Es ist viel zu viel,« erwiederte Palmer; »wir wollen auch weiter ziehen, sobald unsere Todten beerdigt sind.«

»Die Sonne erhitzt dieses verwünschte Gestein, als ob sie es schmelzen wollte,« sagte Van Stetten, der den nackten Felsenweg mit Schrecken betrachtete. »Wir müssen uns beeilen, wenn wir das Lager, das wir diesen Morgen verlassen haben, vor Einbruch der Nacht erreichen wollen. Aber glauben Sie wirklich, Palmer, daß wir jenseits der Lagunen keine Orangs mehr antreffen werden?«

»Ich weiß es nicht. Die Bestien sind, wie gesagt, eben so schlau als rachgierig. Wenn etwa,« fügte Palmer leise hinzu, so daß ihn Anna nicht verstehen konnte, »wenn etwa außer dem uns bekannten Felsenwege noch ein anderer Uebergang über die Sümpfe möglich wäre, so könnten wir sie wohl drüben wiederfinden.«

»Und woraus schließen Sie,« fragte der Gouverneur, »daß noch ein anderer Uebergang vorhanden sei?«

»Ich will Ihnen sagen, worauf ich meine Vermuthung

gründe, Mr. Stewart. Der Orang, der mir meinen Sohn geraubt, iſt gewiß nicht über dieſe lange kahle Felſenkette gegangen. Der Weg wäre zu lang und zu ermüdend für ihn geweſen. Es gibt daher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bewaldete Stellen in den Sümpfen, und an dieſen Stellen müſſen die Waldmenſchen, um in die Nähe der Colonie zu kommen, die Lagunen überſchreiten. Wenn meine Vermuthung richtig iſt, ſo werden uns dieſe verwünſchten Beſtien ſicherlich an einem Ort erwarten, wo ſie uns unbemerkt überfallen können. Sehen Sie nur,« fügte er hinzu und zeigte auf den Baum, aus welchem man den Orang verjagt zu haben glaubte, in deſſen belaubten Zweigen man aber noch eine nicht deutlich erkennbare Geſtalt gewahrte; »man läßt uns nicht aus den Augen, man beobachtet uns und hält ſich bereit, unſere Mißgriffe zu benützen.«

»Sapperlot!« ſagte Stewart, ſein Gewehr anſchlagend, »ich möchte dem garſtigen Spion eine Kugel zuſenden.«

»Was könnte das nützen?« entgegnete Richard; »vormals war es mein ſehnlicher Wunſch, dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, die mir mein geliebtes Kind geraubt, todtzuſchießen. Jetzt, da ich meinen Eduard wieder habe,« fügte er mit einem zärtlichen Blicke hinzu, »will ich mich mit ihm ſo ſchnell wie möglich aus ihrem Bereich entfernen.«

Stewart würde dem Vorpoſten der Waldmenſchen doch vielleicht eine Kugel zugeſchickt haben, wenn nicht ein heftiger Tumult an dem Grabe der Erſchlagenen ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hätte.

Die Malayen und Lascaris waren wieder in Streit gerathen. Beide Parteien ſchienen ſehr erbittert; ſie über-

häuften sich gegenseitig mit Schmähungen, die nicht recht verstanden wurden, und hoben drohend ihre Waffen.

»Haben denn die Kerle den Teufel im Leibe?« rief Stewart und eilte, ohne auf Anna's Warnung zu hören, zu den Streitenden.

»Sie fangen ihren Streit zur Unzeit wieder an,« sagte Palmer bestürzt. »Ich muß dem Gouverneur beistehen, Van Stetten, kommen Sie auch. — Du, Darius,« befahl er dem Neger, »bleibst mit meiner Nichte und Maria bei Eduard. Du darfst Dich unter keinem Vorwande entfernen.«

»Fürchten Sie nichts, Herr,« erwiederte Darius; »die Menschen, die nicht sprechen, sollen Maria und Massa Eduard nicht fortschleppen!«

Die Malayen beobachten wohl gewisse abergläubische Gebräuche, aber sie sind in religiösen Dingen ziemlich gleichgiltig und haben sehr wenig Achtung vor den Todten. Ihre nächsten Verwandten, ihre theuersten Freunde werden ohne alle Feierlichkeiten begraben und bald vergessen. Der Cultus der Todten bedingt einen Grad der Gesittung, von welchem dieses rohe Volk noch weit entfernt ist.

Nicht so die Hindu. Alle Kasten Indiens halten sich bekanntlich streng an ihre religiösen Gebräuche, und insbesondere den Begräbnißfeierlichkeiten legen sie eine große Wichtigkeit bei. Einige versenken ihre Todten in einen für heilig gehaltenen Fluß, wie der Ganges, andere verbrennen sie auf einem Scheiterhaufen, noch andere begraben sie.

Die Lascaris gehörten der Kaste an, welche die Todten beerdigen; aber obgleich diese Kaste sich über manche

kleinliche Gebräuche hinwegsetzt und namentlich das Fleischessen für erlaubt hält, ist sie doch weit entfernt, sich die ihr Gefühl empörende Begräbnißweise der Malayen gefallen zu lassen.

Die Malayen wollten die von den Orangs Erschlagenen in die Grube werfen und ohne weitere Förmlichkeiten mit Erde bedecken. Die Hindu hingegen hatten gewisse Gebräuche zu beobachten, wenn nicht die Seele des gefallenen Lascar aus dem Paradiese Brahma's ausgeschlossen werden sollte. Die Lascaris verlangten, daß der Leichnam ihres Cameraden nicht mit den beiden andern in Berührung komme, um nicht für alle Ewigkeit verunreinigt zu werden. Dann mußte man ihm die Nase kneifen, in die Ohren schreien und Wasser in's Gesicht schütten, um gewiß zu sein, daß die Seele wirklich aus der irdischen Hülle entwichen sei. Endlich mußte der Todte in eine gewisse Lage gebracht und eine Wegzehrung von Reis, Früchten, Betel und anderen in dieser Wildniß nicht leicht herbeizuschaffenden Gegenständen neben ihm in's Grab gelegt werden.

Anfangs hatten die Malayen diesen kindischen Förmlichkeiten höhnisch zugesehen; aber bald verloren sie die Geduld, denn sie wünschten die Sache schnell abzuthun und weiter zu gehen. Elephantentödter, der ungeduldig neben der Grube stand, schob den Hindu, der Priesterdienst versah, auf die Seite, stieß den Leichnam des Lascar mit dem Fuß in die Grube und begann dieselbe eilends zu füllen.

Die Lascaris waren höchst aufgebracht. Nach ihrem Glauben kam die Seele ihres Religionsgenossen durch diese Entweihung in Gefahr, mehrere tausend Jahre unter der Gestalt verachteter Thiere umherzuirren. Sie thaten daher

energiſche Einſprache. Der Streit artete ſofort in ein Handgemenge an dem noch halboffenen Grabe aus.

Zum Glück kam der Gouverneur noch zeitig genug, um Blutvergießen zu verhindern. Einigen der Erbittertſten entriß Stewart die Waffen. Die Thätlichkeiten hörten alſo auf; aber nun fingen die Malayen und Lascaris zugleich an zu ſprechen, um ihre Beſchwerden vorzutragen. Stewart verſtand leider nichts von dieſen barbariſchen Sprachen, welche nur mit wenigen engliſchen Wörtern gemiſcht waren, und er befand ſich in großer Verlegenheit, als ihm Palmer, von dem Doctor begleitet, zu Hilfe kam.

Richard, der durch ſeinen Aufenthalt in Indien und durch beſtändigen Verkehr mit den Malayen die beiden Sprachen gelernt hatte, hörte die Reclamationen beider Parteien mit großer Aufmerkſamkeit an und erklärte ſeinen Begleitern den Gegenſtand des Streites. Die Malayen hatten auch dieſesmal offenbar Unrecht, und der Coloniſt wie der Gouverneur gaben ihnen ihre Mißbilligung zu erkennen. Aber ſie wollten nicht nachgeben, und Elephantentödter, der das Wort führte, lehnte ſich ſogar gegen ſeinen Herrn auf.

»Die Malayen ſind freie Männer,« ſagte er mit anmaßendem Tone; »ſie ſind mit in den Urwald gezogen, um Eduard zu befreien, und Eduard iſt befreit. Sie haben den größten Theil der Mühen und Gefahren getragen, und dennoch werden die Lascaris den Lohn mit ihnen theilen. Wir wollen mit den Lascaris, dem Abſchaum der Nationen, nicht gleichgeſtellt werden.«

Selten hatte Elephantentödter ſo viel geſprochen, und als er ſchwieg, ſteckte er ſelbſtzufrieden ein großes Stück

Betel in den Mund. Palmer glaubte die wahre Urſache dieſes Streites zu errathen.

»Was ich jedem von Euch für die Mitwirkung an der Befreiung meines Sohnes verſprochen habe,« erwiederte er ſehr ernſt, »ſoll Euch in Neu-Drontheim pünktlich eingehändigt werden. Du, Elephantentödter, weißt, wie freigebig ich bin. Ihr werdet Urſache haben, zufrieden zu ſein, das verſpreche ich Euch. — Jetzt laßt dieſe armen Leute ihren Cameraden nach ihrem Brauch begraben, und damit ſei die Sache abgethan.«

Aber dieſe Genugthuung befriedigte den Elephantentödter nicht.

»Wir wollen mit dieſen ſchuftigen Lascaris nicht mehr gleichgeſtellt ſein,« entgegnete er trotzig; »ſie müſſen die Truppe verlaſſen, oder wir gehen fort und begeben uns allein in die Colonie zurück.

Richard mochte anfangs nicht glauben, daß dieſe Forderung ernſtlich gemeint ſei; aber Elephantentödter erklärte wiederholt und mit großer Entſchiedenheit ſeinen Entſchluß, ſammt ſeinen Landsleuten die Truppe zu verlaſſen, wenn die Lascaris nicht fortgeſchickt würden. Die anderen Malayen ſtimmten ihm bei. Vergebens ſuchte ihnen der Coloniſt begreiflich zu machen, daß die getheilte Truppe in größerer Gefahr ſei, von Orangs oder Tigern angefallen zu werden, ſich in der Wildniß zu verirren und den ſich darbietenden tauſendfältigen Gefahren zu unterliegen; ſie blieben bei ihrem Vorſatz.

Palmer theilte dem Gouverneur den Inhalt dieſes in malayiſcher Sprache geführten Geſprächs mit.

»Wir können uns von dieſen Kerlen keine Bedingun-

gen vorſchreiben laſſen,« ſagte Stewart auffahrend; »ſie mögen gehen, wenn ſie wollen. Die Lascaris ſind treu; ſie werden uns jetzt, da der Zweck des Unternehmens erreicht iſt, genügen, und wir ſind noch zahlreich genug, um Ihre liebenswürdige Nichte auf dem Rückwege zu beſchützen. — Aber die Malayen müſſen etwas im Schilde führen. Wiſſen Sie, Mr. Palmer, was es ſein mag?«

»Nein, ich weiß es nicht, aber ich glaube auch, daß ſie gegen uns oder die Lascaris böſe Abſichten haben. — Gott gebe, daß ich mich irre!«

Der Coloniſt machte den Malayen neue Vorſtellungen, ſie antworteten nur durch tückiſches Schweigen.

»Nun, ſo gehet,« erwiederte Richard entſchloſſen. »Trotz eures Ungehorſames und Undanks werde ich Euch in Neu-Drontheim den Lohn für eure bisherigen Dienſte nicht vorenthalten. Ich ſage Euch aber, daß wir ein wachſames Auge haben werden. Sollte ſich einer von Euch unſerm Lager in verdächtiger Abſicht nähern, ſo würde er von dem Herrn Gouverneur und von mir als Feind behandelt werden. — Jetzt nehmt was Euch gehört und geht wohin Ihr wollt.«

Dieſe Entſchiedenheit machte auf einige unter den Meuterern einen gewiſſen Eindruck; aber als der unbändige Elephantentödter ſein Gewehr nahm, um fortzugehen, entſchloſſen ſie ſich, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen. Boa, der mit ſeinem zerſchmetterten Arm nichts unternehmen konnte, war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er mit ſeinen Landsleuten gehen ſollte oder nicht; einige Worte Elephantentödters hoben ſeine Bedenklichkeiten, und er rüſtete ſich ebenfalls zum Abmarſch.

»Mr. Palmer,« ſagte Stewart aufgebracht, »ſagen

Sie ihnen in meinem Namen, daß man sie zur Rechenschaft ziehen wird. Der Admiral, der die ausgedehntesten Vollmachten hat . . .«

»Es kann nichts nützen,« erwiederte Richard traurig; »sie sind nicht zu halten und wir haben genug gedroht . . . schon zu viel für unsere Sicherheit. Der Himmel wird sie vielleicht ohne unser Zuthun strafen!«

Die Malayen entfernten sich, ohne ihrem Herrn und dem Gouverneur Lebewohl zu sagen, ohne ihnen einen Beweis von Ehrerbietung zu geben. Elephantentödter rief den Lascaris, die ebenfalls ihre Waffen genommen hatten, im Vorübergehen zu:

»Die Lascaris sind Hunde!«

Richard und der Gouverneur schauten ihnen nach, wie sie auf den die Lagunen durchschneidenden Felsenweg zugingen. Die Lascaris erhielten sodann Befehl, die Beerdigung der Todten schnell zu beenden.

Während Stewart und Richard mit dem Doctor langsam zu der Stelle gingen, wo sie Eduard, Anna und Maria unter dem Schutze des Negers zurückgelassen hatten, gab jener noch sein Erstaunen über den plötzlichen und unbegreiflichen Entschluß der Malayen zu erkennen.

»Es ist Ihnen allerdings schwer,« erwiederte Richard, »die Triebfedern der Handlungen dieses argliſtigen, tückischen Volkes zu verstehen. Diese Menschen lassen sich durch keine Rücksichten, ja nicht einmal durch Gefahren abhalten, ihre Rachsucht zu befriedigen. Unsere Malayen sind aus mehr oder minder geringfügigen Ursachen gegen die harmlosen Hindu erbittert. Das ist genug, um sie gegen die Lascaris und gegen uns zu hetzen.«

»Wenn es ſich nur um mich handelt,« ſagte Stewart, »ſo würde ich mich um ihre guten oder böſen Abſichten ſehr wenig kümmern. Nun, wir wollen ein wachſames Auge haben, und trotz der Kluft, die uns trennt, werden Sie ſehen, daß Sie im Nothfall auf mich zählen können.«

Bei jeder andern Gelegenheit würde ſich Palmer gewundert haben, daß er von dem Gouverneur durch eine Kluft getrennt ſein ſollte; aber ſeine Gedanken waren ausſchließlich auf die neuen Schwierigkeiten und Gefahren gerichtet und er ließ jenes räthelhafte Wort unbeachtet.

Eduard war inzwiſchen ruhiger geworden. Anna hatte den Streit zwiſchen den Malayen und Hindu kaum bemerkt. Um ſeine Nichte nicht zu beunruhigen, ſagte er ihr geſprächsweiſe, die Malayen wären vorausgegangen und man werde ſie Abends oder den andern Morgen einholen. Miß Surrey ſchien der Sache keine große Bedeutung beizulegen; ſie beſchäftigte ſich ausſchließlich mit Eduard.

Bald kamen die Lascaris, nachdem ſie ihre ſeltſamen Begräbnißceremonien möglichſt gewiſſenhaft erfüllt hatten, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, um das geſtrige Lager vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Als man an die Lagunen kam, bemerkte man in der Ferne die über den Felſenweg ziehenden Malayen. Sie ſchoſſen von Zeit zu Zeit, um die Krokodile und Rieſenſchlangen zu verſcheuchen; aber in dieſer Entfernung hörte man den Knall nicht mehr, man ſah nur weiße Rauchwölkchen über den dunklen Punkten aufſteigen.

Während Richard die Bewegungen der Malayen beobachtete, zeigte ihm Stewart mehrere große Körper, welche

von Baum zu Baum ſprangen und einem andern Ende des Sumpfes zueilten.

»Ich glaube, daß Sie Recht haben, Mr. Palmer,« ſagte er leiſe; »die Orangs ſcheinen einen andern Uebergang zu kennen und uns den Rückzug abſchneiden zu wollen. Die Beſtien haben ihre Wanderungen zugleich mit uns angetreten, und vielleicht finden wir ſie früher wieder, als uns lieb iſt.«

»Wir müſſen uns auf Alles gefaßt machen,« antwortete Richard ſeufzend.

II.

Das Gemetzel.

In Folge des Abmarſches der Malayen war die Truppe beträchtlich vermindert. Außer den Europäern und Negern beſtand ſie nur aus etwa zwanzig Lascaris, welche allerdings gehorſam, aber auch träg und fahrläſſig waren und dieſe Wildniß noch nicht kannten. In der Gefahr durfte man auf die Leute nicht rechnen, denn ſie beſaßen zwar nicht die Wildheit, aber auch nicht die Kühnheit und raſtloſe Thätigkeit der Eingeborenen.

Die Sonne neigte ſich und die Hitze ließ allmälig nach; aber die Felſen, welche den ſumpfigen See durchſchnitten, waren noch ſo heiß, daß die Lascaris ſie mit ihren nackten Füßen kaum betreten konnten. Uebrigens hatten die Malayen die unheimlichen Bewohner der Lugunen verſcheucht, und

die Wanderer fanden bei dieſem Uebergange keine andern Schwierigkeiten als jene, die aus der Unebenheit des Bodens und aus der großen Hitze hervorgingen.

Eduard war allmälig ganz fügſam geworden. Seine Füße hatte man von den Banden befreit, und nur ſeine ungemein ſtarken Arme waren noch gefeſſelt. Auch dieſe Vorſicht ſchien überflüſſig, wenigſtens für den Augenblick, denn der junge Wilde machte keinen Verſuch, ſeine Kraft zu gebrauchen. Er ging ganz ruhig zwiſchen Darius und einem Lascar, die den Befehl hatten, ihn nicht aus den Augen zu laſſen. Sein Blick war beſtändig auf ſeine Couſine gerichtet, die vor ihm her ging und ſich oft nach ihm umſah. Er ſchien die vorigen Schreckensſcenen ſchon vergeſſen zu haben.

Richard nahm aus ſeinem Gepäcke ein Stück Calicot und warf es dem jungen Wilden über die Schultern, um ihn vor den noch heißen Sonnenſtrahlen zu ſchützen, denn Eduard war bisher nur mit dem blauen Schurz bekleidet geweſen. Die erſte Berührung der leichten Hülle war ihm unangenehm und er verſuchte ſich derſelben zu entledigen, aber das behagliche Gefühl, welches ſie ihm verurſachte, brachte ihn auf andere Gedanken. Er hörte auf ſich zu ſträuben und ſuchte mit den Augen, wem er dieſe Erleichterung verdanke. Sein Geſicht erheiterte ſich und er ſagte mit noch völlig knabenhafter Stimme:

»Vater! . . . Vater!«

Richards Freude war unbeſchreiblich.

»Jetzt erkennt er mich ganz von ſelbſt!« frohlockte er; »ja, er erkennt mich trotz meines langen Bartes und meiner grauen Haare.«

»Vater ... Anna!« wiederholte Eduard und zeigte auf ſeine Couſine.

Palmer hätte ihn gern an ſeine Bruſt gedrückt; aber dieſe vorzeitigen Liebkoſungen hätten Eduard wieder ſcheu machen können. Der Coloniſt that daher ſeinen Gefühlen Zwang an; aber er ſagte entzückt zu ſeiner Nichte:

»Hörſt Du wohl, Anna? Wir Beide ſcheinen gleichen Antheil an ſeiner Zuneigung zu haben. — Sieh nur, wie ſchön und ſtattlich er ſogar in ſeiner Verwilderung ausſieht!«

Miß Surrey ſtand einige Augenblicke ſtill. Eduard hatte den leichten weißen Stoff mit natürlicher Anmuth zurechtgezogen, und er ſah in der That prächtig aus mit ſeinem ſchlanken, kräftigen Wuchs und ſeinem von langen Haaren umwallten blühend ſchönen Geſicht.

»Ja, ja, er iſt ſchön,« ſtammelte ſie.

Der junge Wilde ſah ſie zärtlich an; bald ſagte er mit einiger Mühe, aber verſtändlich:

»Anna, meine ... Braut ...«

Miß Surrey erröthete und ging weiter.

»Siehſt Du wohl, wie ſein Geiſt wieder erwacht und ſein Gedächtniß zurückkehrt!« ſagte Palmer. »Seine Erziehung wird leichter ſein, als wir fürchteten. — Mein Eduard,« fügte er, ſich an ſeinen Sohn wendend, hinzu; »dieſe Anna, welche Du deine Braut nennſt, wird wieder, wie früher, deine Lehrerin, deine Freundin werden; ſie wird immer bei Dir bleiben, ſie hat mir's verſprochen. Anna iſt eben ſo gut wie ſchön, und ſtatt deiner Mutter, die im Himmel iſt, wird ſie dein Schutzengel ſein.«

Eduard ſchien die Worte, welche an ihn gerichtet wurden, immer beſſer zu verſtehen. Er lachte, klatſchte in die

Hände und ſagte wiederholt: »Vater .. Anna!« Aber mitten in ſeiner Heiterkeit ſchien er plötzlich durch eine Erinnerung beunruhigt zu werden; er ſah ſich um und ſtreckte den Arm nach dem eben verlaſſenen Theile des Waldes aus und ſagte mit Schrecken:

»Orang!«

»Fürchte dieſe abſcheulichen Thiere nicht mehr, lieber Eduard,« erwiederte der Coloniſt; »wir ſind zahlreich und wohl bewaffnet, wir werden Dich ſchon vertheidigen. Später wirſt Du uns erzählen, was Du in deiner Gefangenſchaft gelitten, die Entbehrungen, die Qualen, welche Du ausgeſtanden, ehe Du Dich an dieſes entſetzliche Leben gewöhnteſt. Aber jetzt ſei ruhig und vergnügt, Du biſt ja unter dem Schutz deines Vaters und deiner Freunde.«

Aber trotz dieſer beruhigenden Verſicherungen ſchien Eduard von Zeit zu Zeit noch unruhig zu werden, und oft ſah er ſich ſcheu um.

Inzwiſchen hatte die Truppe die Lagunen überſchritten und das andere Ufer erreicht. Dort fand man nach dem langen ermüdenden Marſch auf dem nackten Felſenwege wieder hohe Bäume und erquickenden Schatten. Die Wanderer fühlten das Bedürfniß, wieder Halt zu machen, und Palmer gab ſeine Zuſtimmung.

»Vor Allem,« ſagte er zu dem Gouverneur und Van Stetten, »muß ich ermitteln, welchen Weg die Malayen genommen haben und wo möglich ihre Abſichten zu entdecken ſuchen. Ruhen Sie ſich hier aus; ich werde bald wiederkommen. Unterdeſſen haben Sie ein wachſames Auge auf unſern lieben Gefangenen.«

Stewart verſprach ihm, daß ſeine Weiſungen pünkt-

lich befolgt werden ſollten. Van Stetten ſank ſogleich ermattet unter einem Baum nieder. Der Coloniſt ſagte ſeiner Nichte noch einige Worte; dann ſchüttete er friſches Pulver auf die Pfanne ſeines Gewehrs und ſchlich in den Wald.

Die Lascaris lagen zerſtreut im Schatten einiger Bäume. Eduard hatte ſich ebenfalls in's Gras gelegt; den Kopf an eine hervorſtehende Wurzel gelehnt, nagte er zerſtreut an einer Brotfrucht, welche ihm die Negerin gegeben hatte. Van Stetten, Maria, Darius und der ihn bewachende Lascar ſaßen um ihn und betrachteten ihn neugierig. Einige Schritte von dem Kreiſe hatte Miß Surrey auf einem bemooſten Steine Platz genommen und ungeachtet der Freude, welche ihr die glückliche Befreiung Eduards machen mußte, ſchien ſie nach ſo vielen Gemüthsbewegungen das Bedürfniß des Alleinſeins und der Sammlung zu fühlen.

Der Gouverneur war aufgeſtanden, um nachzuſehen, ob in Palmer's Abweſenheit keine Vorſichtsmaßregel in Bezug auf Eduards Sicherheit und Wohlſein außer Acht gelaſſen worden; aber er blieb, auf ſein Gewehr gelehnt, in einiger Entfernung von Anna ſtehen. Er hatte offenbar den Vorſatz, ihr nicht nahe zu kommen. Aber Miß Surrey hob den Kopf, lächelte ihn wehmüthig an, und zeigte ihm mit dem Finger einen Platz an ihrer Seite. Er nahm dieſe Einladung willig an und ſetzte ſich, nachdem er ſein Gewehr abgelegt hatte. Stewart und Anna ſchwiegen indeſſen noch eine Weile.

»Vielleicht,« ſagte endlich der Gouverneur mit bitterer Ironie, »ſollte ich Miß Surrey Glück wünſchen zu dem

heutigen wichtigen Ereigniß. Eduard Palmer iſt nun ſeiner Familie und der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegeben. Seine Verwilderung wird bald verſchwinden; er hat einen lebhaften Geiſt und ſchnelle Faſſungskraft; ſein Vater wird für eine angemeſſene Erziehung ſorgen, ſein Großvater, der Admiral Stevenſon, iſt reich und hat großen Einfluß. So ſteht ihm eine glänzende Laufbahn bevor, und gewiſſe noch ſchätzbarere Vortheile ſind ihm ſchon jetzt geſichert. Sie hatten vollkommen Recht, Miß Surrey, die Schönheit und natürliche Anmuth des jungen Wilden zu bewundern.«

»Machen Sie mir keine Vorwürfe, Stewart«, antwortete Anna ſeufzend, »daß ich Mitleid habe mit dem armen Eduard.«

»Iſt's wirklich nur Mitleid, Anna? Würde das Mitleid, welches Sie für Ihren Verwandten fühlen, bis zu einer ſo großen, ſo vollſtändigen Aufopferung gehen, wie Ihr Oheim in Ihrem Namen verſprochen hat?«

»Warum ſollte ich bei Eduard nicht den Platz einnehmen, den ſeine Mutter ſo gut ausgefüllt hätte, wenn ſie noch lebte? Warum ſollte ich mich weigern, ihm die Schweſter, die ihm fehlt, zu erſetzen?«

»Eine Mutter! . . . eine Schweſter! . . . Wenn ich Sie recht verſtehe, Miß Surrey, ſo lieben Sie Eduard nicht?«

»Ich beklage ihn, aber . . .«

Sie wurde durch verworrene Töne unterbrochen. Beide ſahen ſich um. Eduard warf ihnen drohende Blicke zu und ſtreckte ſeine ſchwielige, mit langen Nägeln bewaffnete Hand nach ihnen aus. Auf einen Wink des jungen Mädchens entfernte ſich Stewart etwas von ihr.

»Aber er liebt Sie,« fügte er mit Ironie hinzu, »und er iſt ſchon eiferſüchtig.«

»Sagen Sie das nicht, Stewart,« entgegnete Miß Surrey mit einiger Heftigkeit; »ſagen Sie nicht, daß er für mich ein anderes Gefühl haben könne, als eine naive kindliche Zuneigung. Ich verſuche vergebens, mich an die ſeltſame Geſtalt, die ich vor Augen habe, zu gewöhnen; es will mir nicht gelingen. Ich ſchaudere unwillkürlich, wenn ich die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleiche, wenn ich bedenke, was aus dem ſchalkhaften, lieblichen Knaben, der einſt der Stolz einer zärtlichen Mutter war, geworden iſt. Ich fürchte mich vor dieſem wilden Blick, dieſen unbändigen Geberden, dieſen harten Zügen, und wenn Eduard auch ſpäter ein muſterhafter junger Mann werden ſollte, er würde mir doch immer ſo erſcheinen, wie er dieſen Morgen mitten unter den häßlichen großen Affen war.«

Sie ſtrich mit der Hand über die Stirn, als ob ſie eine läſtige Erinnerung verbannen wollte.

»Ich hatte es vorausgeſehen, Miß Surrey,« erwiederte der Gouverneur, »und deshalb nahm ich Ihre Reminiscenzen aus der Kinderzeit nicht für Ernſt.«

»Aber ſeitdem hat Ihr Wunſch wahrſcheinlich noch größere Hinderniſſe gefunden.«

»Was meinen Sie, Anna?«

»Sie haben es ja ſelbſt geſtanden. Ueberdies habe ich heute bemerkt, daß Sie etwas gegen meinen Oheim haben. Dieſe Abneigung, die er nicht zu bemerken ſcheint, erklärt mir die Veränderung, die mir aufgefallen iſt.«

*

»Sollte ich ohne mein Wiſſen meine Hochachtung und Ergebenheit für Miß Surrey . . .?«

»Sie handeln, wie immer, ehrenhaft und muthig, Mr. Stewart. Geſtern Abends retteten Sie mich von einem entſetzlichen Tode, und auch heute trotzten Sie jeder Gefahr, um meinen und der Meinigen Dank zu verdienen; aber Sie laſſen ſich durch andere Beweggründe leiten, als in den letztvergangenen Tagen, und wahrſcheinlich haben gewiſſe Umſtände, die ſich auf meinen Oheim Palmer beziehen. . .«

»Nun ja, Anna, ich geſtehe es,« erwiederte der Gouverneur mit Offenheit. »Da ſich ſpäter eine ſo günſtige Gelegenheit wohl nicht wieder darbieten wird, ſo will ich ganz aufrichtig mit Ihnen ſprechen. Der unglückliche Eduard Palmer iſt nicht mehr das einzige Hinderniß, das uns trennt; es gibt noch andere Hinderniſſe, die in Ihrer Familie begründet ſind . . .«

»Ich verſtehe, Mr. Stewart. Sie haben alſo Kenntniß von den ſchändlichen Verleumdungen, die gegen meinen guten, biedern Oheim ausgeſtreut worden ſind?«

»Verleumdungen, Miß Surrey? Will doch der Admiral Stevenſon ſelbſt nicht . . . Doch es iſt hier weder die Zeit, noch der Ort über ſolche Angelegenheiten zu ſprechen. Ich will nur künftigen Mißverſtändniſſen vorbeugen und Ihnen erklären, daß ich, trotz meiner innigen, unwiderſtehlichen Liebe zu Ihnen, gewiſſe Perſonen nicht bei uns dulden könnte . . .«

»Um Gottes willen! Mr. Stewart, erklären Sie ſich deutlicher.«

»Gut, da Sie es wiſſen wollen, Miß Surrey, ſo ſage ich Ihnen ganz unumwunden, daß zwiſchen mir, dem eng-

liſchen Offizier, und dem »Verräther von Pondichéry«, wie man ihn nennt, kein freundſchaftliches Verhältniß möglich iſt.«

Anna erhob ſich ſtolz.

»Genug, Sir,« ſagte ſie; »wir verſtehen uns nicht mehr. Ich glaubte bisher, der arme Eduard ſei die einzige Urſache ... Aber den biedern, unwürdig verfolgten Mann, der mir ein zweiter Vater iſt, kann und will ich nicht verläugnen. Wenn Sie dieſen falſchen, ungereimten Anſchuldigungen Glauben ſchenken, ſo dürfen wir uns nicht mehr kennen, und ich bedaure, daß ich Gefühle habe merken laſſen ... die ich leicht bekämpfen werde.«

Ungeachtet ihres Zornes konnte ſie ihre Thränen nicht zurückhalten. Stewart kam wieder näher und ſagte mit Wärme:

»Anna, Sie haben mich nicht verſtanden. Nichts kann mich von Ihnen trennen; ich wollte nur ſagen, daß wir nach unſerer Vereinigung dieſes Land verlaſſen und mit einem Manne, der, mit Recht oder Unrecht, einer entehrenden Strafe verfallen iſt, jeden Verkehr abbrechen werden.«

»Genug, Sir,« unterbrach Miß Surrey wieder; »Sie haben Recht, Ihre Bedenklichkeiten, die ich begreife, ohne ſie zu billigen, ſchon jetzt auszuſprechen. Mich aber kann keine Rückſicht nöthigen, gegen meinen Adoptivvater undankbar zu ſein.«

Und als ſie den Schmerz in den Geſichtszügen des Gouverneurs ſah, fügte ſie hinzu:

»Mr. Stewart kann übrigens meines Dankes für ſeine Theilnahme und Aufopferung verſichert ſein. Aber da wir durch verſchiedene Pflichten in Anſpruch genommen werden,

ſo müſſen wir dieſelben mit Muth und Entſchloſſenheit zu erfüllen trachten.«

Stewart war in einer unbeſchreiblichen Aufregung.

»Anna! Anna!« erwiederte er, »treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung! Sagen Sie mir nicht, daß ich Ihnen entſagen ſoll, weil mir Familienrückſichten und beklagenswerthe Vorurtheile gewiſſe ſchmerzliche Verpflichtungen auflegen. — Wir wollen uns über dieſen peinlichen Gegenſtand noch nicht ausſprechen. Wenn ich wieder in der Colonie bin, werde ich nachforſchen, prüfen. Vielleicht treten Umſtände ein, die der ganzen Angelegenheit eine neue Wendung geben. — Anna, ich beſchwöre Sie, bewahren Sie mir Ihre Zuneigung, die mich ſo glücklich machte.«

»Ich habe ſehr unbeſonnen gehandelt, Mr. Stewart. Jetzt werde ich für meine Uebereilung hart beſtraft. Ich hätte an das Hinderniß, von welchem Sie ſprechen, früher denken ſollen; ich weiß nicht, wie ich es überſehen konnte. Erſt ſeit einigen Stunden hat Ihre faſt beleidigende Kälte gegen meinen Oheim mir die Augen geöffnet, und Ihr umfaſſendes Geſtändniß ... Ja, Mr. Stewart, ich erkläre Ihnen noch einmal: wir dürfen uns nicht mehr kennen.«

Während dieſer leiſen Unterredung hatte Eduard nicht aufgehört, ſein Mißfallen über das trauliche Verhältniß, welches zwiſchen den beiden jungen Leuten zu beſtehen ſchien, durch grollende Töne zu äußern. Plötzlich ſagte ſie in fieberiſcher Aufwallung zu ihm:

»Eduard ... lieber Eduard, ſei nicht böſe. Ich habe Dich lieb, und es thut mir leid, daß ich einen Augenblick zögern konnte, mein Verſprechen zu halten. — Eduard, ſo

lange Du lebſt, werde ich nie einem Andern angehören, als Dir, das ſchwöre ich Dir!«

Sie erſchrak ſelbſt über dieſes feierliche Verſprechen und verbarg ihr Geſicht mit beiden Händen. Der junge Wilde ſah ſie ſtarr an und ſchien ihr durch ſeinen tiefen Ernſt zu verſtehen zu geben, daß er ſie beim Worte nehmen wolle.

James Stewart war ganz vernichtet und er vermochte kaum zu ſtammeln:

»Ach, Miß Surrey, was haben Sie gethan? Dieſer voreilige Schwur wird vielleicht Sie und mich unglücklich machen!«

In dieſem Augenblicke verkündeten die Lascaris die Rückkehr Palmer's.

Stewart bezwang ſeine Gefühle, um dem Manne, den er verachten zu dürfen glaubte, keine Schwäche zu zeigen.

Miß Surrey wiſchte ſich verſtohlen die Augen.

Bald kam Richard wirklich aus dem Walde. Er ſchien ſehr ermüdet und der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er ſagte zu Stewart und Van Stetten, die ihm entgegengingen:

»Die Malayen gehen den Weg, den wir dieſen Morgen genommen, und werden wahrſcheinlich von unſerm Lagerplatz Beſitz ergreifen. Ich weiß noch nicht, was ſie im Schilde führen; aber ihr verdächtiges Benehmen beſtärkt mich in der Vermuthung, daß ſie auf Verrath ſinnen. Ich beabſichtige daher, die Truppe auf einem andern Wege, der etwas länger und vielleicht ſchwieriger, aber gewiß ſicherer iſt, nach Neu-Drontheim zurückzuführen. Aber ehe wir aufbrechen, möchte ich wiſſen, was in der Nähe unſeres

geſtrigen Lagerplatzes vorgeht; es ſind dort mehrere Schüſſe gefallen. — Hören Sie wohl, ſchon wieder.«

Man lauſchte und hörte wirklich in der Ferne raſch aufeinanderfolgende Schüſſe.

»Es iſt ein heftiges Gewehrfeuer,« fügte Richard hinzu.

»Es geht drüben offenbar etwas Außerordentliches vor. Es iſt nicht denkbar, daß die Malayen in dieſem Urwalde einen feindlichen Volksſtamm angetroffen haben ſollten; wahrſcheinlich haben ſie ſich gegen Büffel, Orangs oder Tiger zu vertheidigen.«

»Ich fürchte, daß es Orangs ſind. Die Orangs haben die Lagunen überſchritten.«

»Auf jeden Fall, Mr. Palmer,« ſagte der Gouverneur, »können wir nicht umhin, den Malayen beizuſtehen. Dieſe Leute haben ſich freilich gegen uns aufgelehnt, aber es iſt doch eine Pflicht der Menſchlichkeit, ihnen zu Hilfe zu eilen.«

»Sie haben vielleicht Recht,« erwiederte Palmer; »allein ich fühle eine unwiderſtehliche Abneigung. — Hören Sie mich an, Mr. Stewart; Sie werden Nachſicht haben mit einem armen Vater, der ſeinen Sohn wiedergefunden hat und ihn noch einmal zu verlieren fürchtet. Wer weiß, ob mein Eduard nicht das erſte Opfer der Waldmenſchen würde, wenn es noch einmal zum Kampf gegen dieſe wilden Beſtien kommen ſollte? — Ueberdies möchte ich meine liebe Nichte, die alle Mühen und Entbehrungen ſo muthig erträgt, nicht noch einmal in Gefahr bringen. Ich habe trübe Ahnungen, deren ich mich nicht erwehren kann. — Die Malayen wollten allein durch den Urwald ziehen; jetzt

mögen ſie auch die Folgen allein tragen; warum ſollten wir das Leben theurer Perſonen auf das Spiel ſetzen?«

»Dieſe Beweggründe, Mr. Palmer, dürfen uns nicht zurückhalten. Auf dem Wege am Ufer der Lagunen iſt für Eduard und Miß Surrey gewiß nichts zu fürchten. Ich darf nicht vergeſſen, daß die Malayen, wie ſchwer ſie ſich auch vergangen haben, auf meinen Schutz Anſpruch haben, und müßte ich allein gehen . . . Hören Sie nur! Die Leute wehren ſich verzweifelt!«

Das Gewehrfeuer ſchien in der Richtung des Lagerplatzes wirklich immer heftiger zu werden.

»Sie haben Recht, Stewart,« erwiederte der Coloniſt entſchloſſen; »ich bin vielleicht gar zu ſehr um die Meinigen beſorgt. — Wir wollen aufbrechen. Es verſteht ſich, daß wir die gehörige Vorſicht beobachten; aber Sie werden ſehen, daß ich für mein Leben nicht fürchtete.«

»Ich folge Ihnen,« ſagte der Doctor; »es wird dort gewiß für mich was zu thun geben. Gott gebe, daß der Naturforſcher dort nothwendiger ſei, als der Wundarzt.«

Außer Darius und der Negerin ließ man zwei Lascaris bei Anna und Eduard, ſowie auch den Mann, der das Packpferd führte. Man befahl ihnen langſam an den Lagunen fortzugehen, während Palmer mit Stewart, Van Stetten und den übrigen Hindu vorauseilen würde. Miß Surrey wollte ſich die Urſache dieſer ſo ſchnell beſchloſſenen Maßregel erklären laſſen, aber die Schüſſe, welche, obſchon in längeren Zwiſchenpauſen, fielen, forderten dringend zur Eile auf. Richard beruhigte mit kurzen Worten ſeine Nichte, und eilte mit ſeinen Begleitern voraus. Bald verſchwanden ſie hinter den Unebenheiten des Erdbodens.

Es war etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Palmer und ſeine Gefährten gingen ſehr raſch, um das Ziel noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; denn die Dunkelheit mußte jede Gefahr vergrößern. Aber lange bevor ſie den Ort, wo die Schüſſe zu fallen ſchienen, erreicht hatten, wurde in längern Zwiſchenpauſen geſchoſſen und endlich ward Alles ſtill.

Die Jäger kamen endlich an; aber unter den hohen majeſtätiſchen Bäumen herrſchte vollſtändige Ruhe. Man hörte nur das Gackern der Elſtern, das Schreien der Papageien und das Zirpen der Baumgrillen. Trotzdem wagten ſich die Jäger nicht in den Hochwald; ſie machten am Ufer der Lagunen Halt und ließen alle zuſammen ihre Stimme erſchallen.

Endlich hörte man einige Lebenszeichen in dem Urwalde. Mehre menſchliche Stimmen antworteten auf den Ruf und aus den Gebüſchen kamen vier oder fünf von den Malayen, die ſich einige Stunden zuvor von der Truppe getrennt hatten. Zwei von ihnen waren ſchwer verwundet und konnten ſich nur mit Mühe fortſchleppen. Alle ſchienen ſehr erſchrocken und ſahen ſich ſcheu um. Es regte ſich jedoch nichts in den Zweigen über ihren Köpfen.

Der erſte, der zu den Jägern kam, war der Malaye Boa, der mit ſeinem zerbrochenen Arm hatte unthätig bleiben müſſen. Er kroch aus einem Dickicht hoher Farnkräuter hervor und ſagte mit düſterm Schmerz:

»Der Wald iſt voll von Orangs. Die Malayen ſind alle todt oder verwundet.«

»Die Orangs!« rief Palmer erſchrocken. »Wo ſind ſie denn?«

»Hier . . . dort . . . überall!« erwiederte Boa und zeigte mit ſeinem geſunden Arm auf die Bäume.

»Habt Ihr denn gegen die Orangs ſo viele Schüſſe abgefeuert?«

»Die Malayen haben alles Pulver verſchoſſen, aber die Kugeln vermögen nichts über die wüthenden Beſtien. Ein Orang blutete aus mehr als zwanzig Wunden, aber er fiel nicht vom Baum, er ſchlug immer mit ſeiner Keule. — Sehen Sie nur!«

Ein anderer Malaye ſchleppte ſich mühſam heran, um ſich unter den Schutz der Jäger zu ſtellen. Eine Schulter war ihm zerſchmettert und er vermochte kaum leiſe zu winſeln. Als er unter einen alten Feigenbaum kam, hörte man einen dröhnenden Schlag und der unglückliche Malaye fiel zu Boden, um nicht wieder aufzuſtehen. Der Feind, der ihn erſchlagen, hatte ſich nicht gezeigt; nur eine ſchwere Keule war mit einer Kraft, die einen Felſen hätte zerſchmettern können, auf den Kopf des Verwundeten gefallen.

Palmer und Stewart wollten dem armen Teufel zu Hilfe eilen; aber Boa hielt ſie zurück. Dem Erſchlagenen ſei nicht mehr zu helfen. Die anderen Malayen, durch dieſe Kataſtrophe zur Eile angetrieben, warnten ſie auch mit ausdrucksvollen Geberden vor jeder Uebereilung. Dieſe ſonſt ſo muthigen, ja tollkühnen Menſchen waren außer ſich und ſahen ſich mit unbeſchreiblichem Entſetzen um.

Bald hatten ſich alle noch lebenden Malayen zu Palmer's Truppe geſellt. Außer Boa waren ihrer nur noch drei; einer von ihnen war durch einen Aſt, den ein Orang auf ihn geſchleudert, ſchwer verletzt worden. Elephantentödter und die Anderen waren etwa hundert Schritte von den La-

gunen in einem Dickicht umgekommen. Die Gefahr war so groß, daß die Ueberlebenden genöthigt geweſen waren, die Todten ſammt ihren Gewehren und ihrer Ausrüſtung auf dem Kampfplatz liegen zu laſſen.

Palmer und Stewart waren ſehr begierig, die Urſache und die näheren Umſtände dieſer furchtbaren Kataſtrophe zu erfahren; allein die dem Gemetzel entkommenen Malayen ſchienen nicht ſehr geneigt, alle Einzelheiten zu erzählen. Durch vieles Zureden und Fragen erfuhr man endlich wenigſtens einen Theil der Wahrheit.

Dieſe Leute hatten, wie Palmer vermuthet, die anderen Jäger verlaſſen, um ſich an den Lascaris zu rächen. Auf Elephantentödters Anſtiften hatten ſie beſchloſſen, ihnen unterwegs aufzulauern. Wie die Malayen verſicherten, habe man gegen die Europäer der Truppe keine ſchlechte Abſicht gehabt, es ſei nur auf die Hindu abgeſehen geweſen. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß weder Palmer noch der Gouverneur, noch die anderen Einwohner der Colonie von den Meuterern verſchont worden wären, und daß der Angriff mit einer allgemeinen Metzelei und Plünderung geendet haben würde. Aber Richard und ſeine Gefährten gaben ſich das Anſehen, als ob ſie die Verſicherungen der Malayen für baare Münze nähmen; die Leute waren ja für ihre Argliſt ſchwer beſtraft worden.

Sie hatten ihren Weg zu dem Lagerplatz genommen, wo die Truppe wieder übernachten wollte. Ihre Abſicht war geweſen, ſich in dem nahen Dickicht zu verſtecken und daſelbſt die Dunkelheit abzuwarten, dann die Lascaris zu überfallen und ſich für ihre angeblichen Beleidigungen zu rächen.

Um dieſen Plan auszuführen, hatten ſie ſich in ein dichtes Gebüſch geſchlichen, wo ſie nicht bemerkt werden konnten. Sie ahnten nicht, daß die Orangs ihnen hier gefährlich werden könnten, denn ein zweiter Weg über die Lagunen war ihnen nicht bekannt. So glaubten ſie ganz ſicher zu ſein, und ließen ein leiſes Rauſchen in den nahen Bäumen unbeachtet. Während Einige ermüdet auf dem Raſen lagen und Andere leiſe über ihren Plan ſprachen, änderte ſich plötzlich die Scene. Man hörte einen dröhnenden Schlag, deſſen Bedeutung den Jägern ſchon wohl bekannt war, und ein Malaye, der einige wilde Feigen pflücken wollte, fiel todt unter dem Feigenbaum nieder.

Die Meuterer ſprangen ſogleich auf und griffen zu den Waffen; aber ehe man ſich zur Wehr ſetzen konnte, wurde ein anderer Malaye von einer Keule getroffen. Die Orangs, welche es nun nicht mehr für nothwendig hielten ſich zu verbergen, fingen an zu knurren und zu toben; dicke Aeſte wurden krachend abgebrochen und auf die Malayen geſchleudert. Die Orangs ſprangen von Baum zu Baum. Es ſchienen ihrer etwa dreißig zu ſein. Vielleicht hatten ſich unterwegs noch andere zu ihnen geſellt; wahrſcheinlich aber hielt man ſie in der Verwirrung für zahlreicher, als ſie wirklich waren. Man hatte nie von einer ſo ſtarken Bande der Waldmenſchen gehört, obgleich die afrikaniſchen Gorillas, die den Orang-Utangs ſehr ähnlich ſind, zuweilen in Schaaren von Tauſenden zuſammenleben ſollen. Dieſe Orangbande ſchien bei der ſtaunenswerthen Kraft, Behendigkeit und Kühnheit jedes einzelnen im Stande, alle Malayen des Landes zu vernichten.

Die Meuterer, obſchon anfangs beſtürzt über den un-

erwarteten Angriff, ſetzten ſich zur Wehr und eröffneten ein lebhaftes Feuer auf ihre Gegner. Aber die Orangs ließen ſich durch die Schüſſe nicht mehr verſcheuchen, ja ſie wurden noch grimmiger. Sie hielten ſich zwar meiſtens in den Baumzweigen verſteckt, bis einer ihrer Gegner in den Bereich ihrer Keule kam, aber gelegentlich kamen ſie auch hervor. und trotzten den feindlichen Kugeln. Mehre Waldmenſchen waren verwundet worden, man hatte das Blut aus ihren Wunden rinnen ſehen, aber keiner war gefallen; das Blei ſchien von ihren harten Knochen abzuprallen. Ein Weibchen, die Mutter des jungen Orang, der drüben umgekommen war, geberdete ſich am wüthendſten unter allen. Mit Wunden bedeckt, von Blut triefend, zeigte ſie weder Entmuthigung noch Schwäche; ſie ſprang brüllend von einem Aſt zum andern und führte furchtbare Keulenſchläge.

Nicht minder erbittert waren die Malayen. Andere würden dieſen unnützen Kampf vermieden und ſich aus dem Walde, wo der Feind ſo ſehr im Vortheil war, zurückgezogen haben. Aber wir kennen ja die blinde Wuth, die wilde Rachgier, zu welcher dieſe rohen Menſchen ſo leicht aufgeſtachelt werden. Eine Art Wahnſinn ergriff ſie, als ſie ihre Cameraden fallen ſahen. Statt ſich zurückzuziehen, um ſpäter den Kampf unter günſtigeren Verhältniſſen wieder anzufangen, ſtürzten ſie ſich in die Gefahr und geberdeten ſich wie reißende Thiere, welche in die tödtende Waffe beißen. So war das Häuflein bald zuſammengeſchmolzen. Faſt alle fielen unter den Keulen der Waldmenſchen. Elephantentödter wurde von dem Weibchen erſchlagen, das in ihm vielleicht den Mörder des Jungen erkannt hatte. Endlich waren von der ganzen Truppe nur noch die drei oder vier

Malayen, welche vorſichtiger oder glücklicher geweſen waren, übrig geblieben.

Der Coloniſt und ſeine Gefährten hörten mit Beſtürzung die Erzählung dieſes wüthenden Kampfes. Jetzt war Alles ſtill im Walde. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatten die Orangs ihre neuen Gegner gewittert und ſaßen auf der Lauer. Sie waren vermuthlich ſo nahe, daß ſie ſehen und hören konnten; aber kein Blatt rührte ſich, kein Winſeln verrieth die ſchwer verwundeten Waldmenſchen. Wenn Palmer nicht ſoeben einen Mann hätte fallen ſehen, wenn er nicht die Wunden der Ueberlebenden berührt, und auf den finſtern Geſichtern der Malayen die Beſchämung über die Niederlage und die ohnmächtige Rachgier geleſen hätte, er würde die ganze Geſchichte für erlogen gehalten und einen Verrath gefürchtet haben.

»Ein furchtbares Ereigniß, Mr. Stewart,« ſagte er beſtürzt. »Ich konnte nicht wünſchen, daß die Meuterei dieſer Leute ſo grauſam beſtraft würde. Ich werde mein Leben lang tief beklagen, daß die Befreiung meines Sohnes ſo viel Blut koſtet. — Doch das iſt noch nicht Alles, meine Herren; wir ſelbſt ſind in einer ſehr mißlichen Lage. Wir haben noch mehr als zwanzig Meilen bis zur Colonie, und wenn die Orangs uns verfolgen und bei jeder günſtigen Gelegenheit angreifen, ſo wird Keiner von uns wieder nach Neu-Drontheim kommen. Wir werden Einer nach dem Andern umkommen in dieſen Wäldern, die wir nicht umgehen können und in denen wir ganz wehrlos ſind.«

»Könnten wir die gefährlichen Feinde nicht überliſten?« ſagte der Gouverneur. »Warum ſollten wir nicht

die Nacht hindurch marſchiren, um einen Vorſprung zu gewinnen, während die Orangs ſchlafen?«

»Der Nachtmarſch würde in dieſen Wäldern wegen der Tiger und anderer wilden Thiere ſehr gefährlich ſein. Und wie könnten wir mit Anna und Eduard dieſen Plan ausführen? Das arme Mädchen iſt voll Muth, aber ihr zarter Körper iſt ſolchen Strapazen nicht gewachſen, und ſie iſt ſchon ſehr ermüdet. Und der kräftige, unbändige junge Wilde muß noch ſorgfältig überwacht werden.«

»Was iſt dann zu thun?« fragte Van Stetten. »Wo ſollen wir unſer Lager aufſchlagen, wenn wir hier übernachten müſſen? Unter den Bäumen ſind wir in Gefahr von den Waldmenſchen erſchlagen zu werden; am Ufer des Sees würden wir von den abſcheulichen Krokodilen heimgeſucht werden. Die Wahl iſt keineswegs angenehm.«

Palmer ſann über die Schwierigkeiten der Lage nach. Bald kam der Reſt der Truppe, beſtehend aus Eduard, Miß Surrey und ihrem Gefolge. Anna war todtmüde; ſie wankte am Arm der Negerin. Auch Eduard mochte nicht mehr gehen, und ſelbſt die Leute der Escorte ſehnten ſich nach Ruhe.

Man mußte die Nachzügler mit der gefährlichen Lage bekannt machen. Anna ward nicht kleinmüthig.

»Lieber Onkel und Sie, meine Herren,« ſagte ſie entſchloſſen, »laſſen Sie ſich durch meine Gegenwart nicht abhalten zu thun, was Sie im allgemeinen Intereſſe für nothwendig halten. Ich will Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen; ich gehe mit Ihnen, wenn Sie den Nachtmarſch beſchließen.«

»Wie wär's,« ſagte Stewart, »wenn wir unſer Ge-

päck zurückließen und Miß Surrey auf das Pferd ſetzten? Wir würden dann ſchneller fortkommen.«

»Und wie könnten wir in der Nacht unſern Weg finden?« entgegnete Palmer. »Ueberdies würde mein armer Eduard uns in der Dunkelheit leicht entkommen können. Aber ehe wir einen Entſchluß faſſen, will ich mich ſelbſt überzeugen, was in dem Dickicht vorgeht.«

»Lieber Onkel, Du willſt Dich einer ſolchen Gefahr ausſetzen?«

»Ich werde vorſichtig ſein. — Kommen Sie mit mir, Doctor. Vielleicht ſind einige Malayen nur verwundet und noch zu retten.«

»Die Orangs ſind nicht todtzumachen,« erwiederte Van Stetten, »aber wer von ihren Keulen getroffen wird, ſteht gewiß nicht wieder auf. Ueberdies würden wir die Verwundeten ſchreien hören.«

»So bleiben Sie mit Mr. Stewart bei meinem Sohne, Doctor, und wenn ich mich ſelbſt von der Lage der Dinge überzeugt habe, wollen wir uns berathen.«

Und ohne auf die Bitten ſeiner Nichte und der Andern zu hören, ſchlich er in das Gebüſch, in welchem faſt alle Malayen ihren Tod gefunden hatten.

III.

Die Katastrophe.

Richard versäumte, trotz seiner Kühnheit, keineswegs die zu seiner Sicherheit nothwendige Vorsicht. Er mied die Nähe der Bäume mit niedrigen Aesten und hielt sein Gewehr schußfertig; aber es zeigte sich nichts Verdächtiges. Alles war still. Der Colonist, etwas beruhigt, näherte sich dem zuletzt gefallenen Malayen, der vielleicht noch lebte. Nachdem er die nahen Bäume genau beobachtet hatte, neigte er sich zu dem Erschlagenen; aber der Leichnam war schrecklich verstümmelt, und der Keulenschlag würde einen Büffel getödtet haben.

Palmer schlich nun auf das Dickicht zu. Ein eigenthümliches, unaufhörliches Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit. Die größte Vorsicht war nothwendig; die mindeste Zerstreuung konnte ihm das Leben kosten. Mehrere Leichen mit zerschmetterten Köpfen bestärkten ihn in dieser Ueberzeugung. Auf Umwegen drang er ziemlich weit vor. Der erbitterte Kampf, der hier stattgefunden, hatte große Lücken in den Gebüschen zurückgelassen. Durch eine solche Lücke kroch Richard, uud er wurde plötzlich Zeuge einer außerordentlichen Scene

Fünfundzwanzig bis dreißig Orangs waren auf einem Bombax verſammelt, deſſen fächerartiger Gipfel in die Wolken zu reichen ſchien. Sie waren in den ſeltſamſten Stellungen. Einige hielten ſich mit den Händen, andern mit den Füßen an den unteren Zweigen und betrachteten mit Beſtürzung einen der Ihrigen, der, aus vielen Wunden blutend, zwiſchen zwei Aeſten lag und dem Verenden nahe zu ſein ſchien. Es war das Weibchen, deſſen Junges bei der Gefangennahme Eduards umgekommen war. Das Männchen war abweſend; wenigſtens bemerkte es der Coloniſt nicht. Er würde es leicht erkannt haben. Die Orangs gaben ihr Mitleid deutlich zu erkennen. Einige berührten die Wunden der Verendenden; die jungen Orangs küßten ihre ſchon erſtarrten Hände. Alle ließen leiſe winſelnde Töne hören. Die noch blutigen unförmlichen Keulen lagen in den Zweigen. Die ſeltſamen Geſchöpfe zeigten mehr Gefühl als manche wilde Völker.

Mehrere Orangs bluteten, aber ſie ſchienen ihre Wunden nicht zu beachten, ihre ganze Aufmerkſamkeit war auf die verendende Genoſſin gerichtet. Bald wurde ſie von Zuckungen befallen, und der Todeskampf war ſchauerlich.

In dieſem Augenblicke hörte man am Saume des Waldes, wo Palmer ſeine Leute zurückgelaſſen hatte, ein lautes Knurren. Es war ohne Zweifel ein Signal. Die Gefahr wurde nun größer, dem Coloniſten konnte der Rückzug abgeſchnitten werden; überdies verurſachte dieſes Signal einen großen Aufruhr unter den Vierhändern. Sie kletterten ſchnell auf die oberen Zweige des Bombax, ſchwenkten ihre Keulen und ſahen ſich nach allen Seiten um. Richard fürchtete entdeckt zu werden und ſeine kühne Neugierde

theuer bezahlen zu müſſen; er warf ſich daher platt nieder und ſuchte ſich in dem hohen Graſe zu verbergen; aber er gab dieſen Verſuch ſofort auf. Er hörte ein lautes Geſchrei. Es waren Menſchenſtimmen. Richard glaubte die kreiſchenden Stimmen ſeiner Nichte und der Negerin zu erkennen.

Es mußte dort ein Unglück geſchehen ſein oder bevorſtehen. Palmer ſprang auf und lief den Lagunen zu. Die Orangs, die ihn ſo plötzlich gleichſam aus der Erde hervorkommen ſahen, wurden laut und verfolgten ihn mit ihrem gewohnten Ungeſtüm von Baum zu Baum Aber er kümmerte ſich nicht darum und lief in gerader Richtung fort. Er hörte immer deutlicher die Stimme ſeiner Nichte und der Negerin. Auch Eduard ließ ſich hören. Der unglückliche Vater ſtürzte in athemloſer Angſt aus dem Walde .... und mit Entſetzen bemerkte er ſeinen Sohn in den Armen desſelben Orang, der den Knaben einſt geraubt und fünf Jahre gefangen gehalten hatte. Anna, Stewart, Van Stetter und die ganze Truppe eilte erſchrocken herbei.

Dieſes neue Unglück hatte ſich folgendermaßen zugetragen:

Als Palmer in den Wald gegangen war, hatten ſich die Lascaris im Schatten eines Baumes gelagert. Eduard war ruhig und fügſam. Man glaubte, es ſei für ihn nichts zu fürchten, und alle ſeine Hüter, die nur an den Anführer dachten, ſchauten in den Wald.

Der Orang, deſſen Stimme der Coloniſt gehört hatte, war kaum fünfzig Schritte von den Lagunen auf einem Baum verſteckt geweſen. Richard hatte ihn nicht bemerkt. Kaum hatte Eduard den Ruf gehört, ſo war er ſchnell auf-

geſprungen und, ehe es die Hüter hindern konnten, dem Walde zugeeilt.

Wie konnte Eduard dem Rufe des Waldmenſchen folgen, nachdem er bereits ſein Elend eingeſehen und ſeine Befreier erkannt hatte? Wie konnte er die in ihm wieder erwachten zärtlichen Gefühle ſo ſchnell vergeſſen? Vielleicht gehorchte er einer langen Gewohnheit, einem Triebe, der ſtärker war, als ſein Wille und ſein beſſeres Gefühl. Der Verſtand des armen Knaben, der ſo lange in der Wildniß gelebt hatte, mußte ſehr ſchwach geworden ſein. Aber räthſelhaft bleibt dieſe urplötzliche, blinde Regung, die ihn antrieb, ſich von ſeinen Mitmenſchen, von ſeinen Verwandten zu entfernen, um ſich wieder zu ſeinen Verfolgern zu geſellen.

Eduard hatte vielleicht gar nicht die Abſicht, Anna, ſeinen Vater und ſeine Freunde ganz zu verlaſſen; er würde, ſobald die erſte Ueberraſchung vorüber, wahrſcheinlich wieder umgekehrt ſein; aber als er unter den alleinſtehenden Baum kam, war der Orang bereits auf die Erde geſprungne. Er umſchlang den jungen Wilden mit ſeinen langen Armen, trug ihn trotz ſeines Sträubens und Schreiens fort und verſuchte mit ſeiner Laſt den Wald zu erreichen.

Wir wiſſen bereits, daß der Orang auf dem Erdboden nicht die Gewandtheit und Sicherheit der Bewegung hat, wie auf den Bäumen. Sein Gang auf zwei Füßen iſt unbeholfen, ſchwerfällig, zumal wenn er ſich nicht auf einen Stock ſtützen kann. Der Baum war aber dreißig bis vierzig Schritte von dem Dickicht entfernt; der Waldmenſch, deſſen Bewegungen noch durch den ſich heftig ſträubenden Eduard gehemmt wurden, konnte dieſen Weg alſo nur langſam

und mit Mühe machen. Er war erst auf halbem Wege, also in der zur Vertheidigung ungünstigsten Verfassung, als ihm Palmer in den Weg trat.

Der Colonist wollte schießen; aber er fürchtete, seinen sich immerfort sträubenden Sohn zu verwunden. Er warf schnell sein Gewehr weg, zog seinen scharfen Kriß, den er nach malayischer Sitte am Gürtel trug, und stürzte auf den Waldmenschen los.

Dieser wollte seine Beute nicht loslassen und schien auch nicht gesonnen, einen Kampf anzunehmen. Er machte eine Schwenkung, um seinem Gegner auszuweichen. Palmer griff ihn von neuem an und stieß ihm seinen langen Dolch zwischen die Schultern.

Das Blut spritzte in einem dicken Strahl über die behaarte Haut des Vierhänders; allein die Wunde schien seine Kraft keineswegs zu vermindern. Er drückte Eduard mit dem linken Arm fest an sich und streckte den rechten Arm aus, um seinen Gegner abzuwehren. Er schleuderte auch dieses Mal den Colonisten mit unwiderstehlicher Gewalt zurück, erreichte mit seiner Beute einen nahen Baum, kletterte behende zu den ersten Zweigen hinauf und verschwand im Laube.

Palmer war indeß durch diesen Sturz nicht so betäubt worden, wie das erste Mal: er war auf Gestrüpp gefallen ohne sich sehr weh zu thun. Nach einigen Secunden war er wieder auf den Füßen und nahm sein Gewehr auf. Als er eben im Begriff war in das Dickicht vorzudringen, eilten Stewart, Van Stetten und die Lascaris herbei. Auch Anna und die Negerin kamen jammernd, händeringend.

In dieſem entſetzlichen Momente fühlte Palmer Mitleid mit ſeiner Nichte.

»Meine Herren,« rief er den Herbeieilenden zu, »halten Sie ſie zurück ... laſſen Sie ſie nicht aus den Augen! Alle zurück! Ich allein werde thun, was nöthig iſt.«

Mehrere Schüſſe wurden gegen die ſich hier und da zeigenden Orangs abgefeuert; aber Richard, der nicht mehr beachtete, was hinter ihm vorging, eilte durch die Rauchwolken in die Gebüſche.

Die letzten Schüſſe hatten die Orangs verſcheucht. Sie hatten ſich auf die höchſten Zweige der Bäume zurückgezogen und warteten eine neue Gelegenheit ab, herunterzuſteigen und ihre heimtückiſchen Keulenſchläge zu führen. Das verendende Weibchen war alſo allein auf dem dicken, gabelförmigen Aſt geblieben, als das Männchen, den unglücklichen Eduard an ſich drückend, zu ihr kam.

Der männliche Orang ſah ſie zärtlich und leiſe winſelnd an. Da ſie regungslos blieb und kein Zeichen der Beſinnung gab hob er mit der einen Hand langſam ihren Kopf auf; mit der andern zeigte er ihr Eduard, der inzwiſchen ruhig geworden war und ſie mitleidig anſah. Aber dieſe Reizmittel blieben erfolglos, die Verendende war ganz unempfindlich geworden. An ihrem gläſernen, erloſchenen Auge, an dem Röcheln ihres offenen Mundes war leicht zu erkennen, daß der Todeskampf bald zu Ende ſein werde.

Warum ihr der männliche Orang den jungen Palmer noch einmal zeigte? Man könnte dies ſo wenig mit Beſtimmtheit ſagen wie die Urſachen der Entführung und Gefangenſchaft des armen Knaben. Die wahrſcheinlichſte Vermuthung iſt, daß der Orang, der ſich fünf Jahre zuvor in

der Nähe von Neu-Drontheim gezeigt, für Eduard eine unter dieſen ſeltſamen Geſchöpfen oft beobachtete Zuneigung gefühlt hatte.

Als er den Knaben entführt und in eine entlegene Waldgegend gebracht hatte, mochte er ihn anfangs wohl zärtlich behandelt haben; aber als er ſpäter Familienvater geworden war, hatte er ſich gewiß weniger um den jungen Wilden gekümmert, obgleich er ihn nicht fortlaſſen wollte. Eduard war wohl nur noch als Spielcamerad des kleinen Waldmenſchen betrachtet worden, und nur die Macht der Gewohnheit hatte die Alten an ihn gefeſſelt.

Doch dieſe Erklärungen, welche mit den Ereigniſſen dieſer Geſchichte im Einklang ſtehen würden, ſind bloße Vermuthungen; die Beweggründe des Knabenräubers bleiben immer räthſelhaft.

Eben ſo ſchwer iſt zu erklären, warum er Eduard wieder in den Wald ſchleppte und ſeinem Weibchen brachte. Wollte er der Verendenden, die ſammt ihrem Jungen von den Menſchen niedergeſchoſſen worden, Gelegenheit bieten, Rache zu nehmen an dieſem Menſchenkinde? Oder wollte er den jungen Wilden an die Stelle des verlorenen Kindes ſetzen? Und hoffte er in beiden Fällen, daß Eduards Gegenwart ihr wieder Kraft und Muth geben werde?

Aber das Weibchen war nicht mehr im Stande, die Abſichten ihres wilden Genoſſen zu errathen. Bald ſtreckten ſich ihre Glieder im letzten Todeskampfe und ſie verendete.

Palmer war außer ſich. Er hätte gern geſchoſſen aber, er fürchtete, ſeinen Sohn, den der Orang nicht losließ, zu treffen. Der Orang neigte ſich zu dem Weibchen und betrachtete ſie aufmerkſam; er ſchüttelte ſie zuerſt vorſichtig, dann

mit aller Kraft; als er endlich ſah, daß kein Leben mehr in ihr war, machte er einen gewaltigen Sprung und drückte Eduard laut heulend an ſeine Bruſt.

Eduard ſchrie laut auf. Der Orang hielt ihn noch eine kleine Weile feſt, dann ließ er ihn los, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern. Der unglückliche Knabe aber hielt ſich nicht mit gewohnter Kraft und Gewandtheit an den Zweigen feſt, ſondern fiel auf den Erdboden.

Sogleich ſchoß Palmer und die Kugel traf den Orang in die Bruſt. Aber der Waldmenſch kümmerte ſich um dieſe Wunde ſo wenig wie um die erſte. Er ſprang wie raſend um die Todte herum, zerbrach die Zweige, ſtreute die Blätter aus und heulte entſetzlich.

Ohne dieſes Toben zu beachten, eilte Richard auf ſeinen Sohn zu. Eduard war nicht ſehr hoch herabgefallen, und der Erdboden war mit dickem Mooſe bedeckt. Der Sturz konnte ihm daher nicht geſchadet haben. Trotzdem blieb der junge Wilde regungslos liegen und, als ſein Vater ihn aufheben wollte, ſchrie er wieder laut auf, als ob er heftige Schmerzen hätte.

Der Coloniſt vermuthete, Eduard habe irgend eine leichte Verletzung erhalten. Aber er durfte ſich bei ſolchen Kleinigkeiten nicht aufhalten, die Gefahr war zu groß. Er hob ſeinen endlich wieder errungenen Sohn auf und trug ihn frohlockend aus dem Walde, den Lagunen zu.

Es war ein Glück für ihn, daß der alte Orang nur noch an ſeinen Schmerz dachte und daß die Lascaris auf Stewart's ausdrücklichen Befehl unaufhörlich ſchoſſen, um die Aufmerkſamkeit der anderen Vierhänder abzulenken; denn es hätte dem wehrloſen Coloniſten leicht der Rückzug

abgeſchnitten werden können. Aber unter dieſen günſtigen Umſtänden erreichte er ſchnell einen Ort, wo die heimtückiſchen Keulen nicht mehr zu fürchten waren.

Er wurde von ſeinen Freunden mit einſtimmigem Jubel empfangen. Anna, die ſich, trotz der dringenden Bitten des Gouverneurs, nicht hatte entfernen wollen, hob mit freudigem Dankgefühl die Hände zum Himmel und rief:

»Gott ſei gelobt! Er iſt wieder da und hat das Glück gehabt, ſeinen Sohn noch einmal zu retten!«

Dieſe Worte verloren ſich mitten im Getümmel. Aber Stewart gab ſofort Befehl, das nunmehr zweckloſe Schießen einzuſtellen.

Palmer legte ſeinen Sohn auf das weiche Moos im Schatten eines Feigenbaumes. Er ſelbſt ſank an Eduards Seite nieder. Wie ſtark und abgehärtet er auch war, dieſer letzte Vorfall hatte ihn furchtbar erſchüttert. Der Kopf ſchwindelte ihm, das Blut kochte in ſeinen Adern; er war erſchöpft und unfähig die Fragen, mit denen man ihn beſtürmte, zu beantworten.

Man beſprengte ihm das Geſicht mit Waſſer; Anna gab ihm etwas Rhum zu trinken. Bald bekam Palmer ſeine Beſinnung wieder. Anfangs ſtarrte er, wie aus einem Traume erwachend, die Umſtehenden an; aber er lächelte, als er ſeine Nichte erkannte, und als ſein Blick auf Eduard fiel, ſchien er plötzlich neu belebt zu werden.

»Mein Sohn!« ſagte er mit matter Stimme; »ſie ſollen ihn nicht haben, den Sohn meiner Eliſabeth!«

Armer Vater!

Eduard hatte unaufhörlich gewinſelt; er lag noch in

derſelben Stellung, wie ihn ſein Vater niedergelegt hatte, und ſein Geſicht war entſetzlich blaß.

Anna, die nun über das Befinden ihres Oheims beruhigt war, bemerkte den beunruhigenden Zuſtand des jungen Wilden.

»Eduard iſt krank!« ſagte ſie beſtürzt.

»Sollte er ſich verletzt haben?« rief Palmer, ſich aufrichtend. »Es ſchien mir wirklich ... Doctor, um des Himmels willen, ſehen Sie doch nach, was meinem Eduard fehlt.«

Man bildete einen Kreis um Eduard. Jetzt, da man ihn aufmerkſamer beobachtete, glaubte man in ſeinen verzerrten Geſichtszügen alle Vorzeichen eines nahen Todes zu erkennen. Eduard ſelbſt, als er bemerkte, daß er der Gegenſtand allgemeiner Theilnahme war, ſah ſeine Freunde mit einem ausdrucksvollen Blicke an, als ob er ſie um Hilfe bitten wollte und ſtammelte:

»Vater ... Anna ... O!«

Van Stetten wollte den Körper des jungen Wilden betaſten, um ſich zu überzeugen, ob keine Verletzung vorhanden. Bei der erſten Berührung ſeiner Hand ſchrie Eduard laut auf vor Schmerz und machte eine Bewegung, um den Arzt abzuwehren, aber die Kraft fehlte ihm.

»Er hat irgend eine Verletzung,« ſagte Van Stetten kopfſchüttelnd.

Er kniete nieder und ließ ſeine Finger mit großer Vorſicht über Eduards Gliedmaßen gleiten. Bald war nicht mehr zu bezweifeln, daß er eine traurige Entdeckung gemacht; ſeine ſonſt ſo ruhigen Geſichtszüge hatten einen Ausdruck tiefen Mitleids angenommen. Um ſeiner Sache

völlig gewiß zu ſein, wiederholte er ſeine Unterſuchung, die dem armen Eduard heftige Schmerzen verurſachte. Endlich richtete er ſich auf und beſtätigte durch trauriges Kopfnicken, daß ſeine Meinung richtig ſei.

Die Umſtehenden beobachteten den Doctor ſchweigend. Endlich fragte Richard ſo leiſe, daß man ihn kaum verſtehen konnte:

»Nun, Doctor?«

Van Stetten zuckte die Achſeln.

»Es iſt alſo wirklich wahr! mein Sohn iſt verwundet? Man ſieht aber nichts, und ich kann nicht begreifen .. Aber Sie werden ihn retten, Doctor, nicht wahr? Sie ſind ja ein geſchickter Arzt! Und Eduard iſt jung und kräftig. — Aber warum verbinden Sie ihn nicht?«

»Es könnte nichts nützen,« erwiederte Van Stetten; »ich würde ihn nur zwecklos quälen. — Faſſen Sie Muth, lieber Freund,« fügte er mit Thränen in den Augen hinzu und drückte dem Coloniſten die Hand. »Gott hat in ſeiner unerforſchlichen Weisheit beſchloſſen, Ihren Sohn, den Sie kaum wiedergefunden, zu ſich zu nehmen. — Unter den obwaltenden Umſtänden wäre es thöricht, ſich Hoffnung zu machen; Sie müſſen auf Alles gefaßt ſein.«

»Was ſagen Sie da, Doctor!« rief Richard außer ſich. »Niemand kann behaupten, auch Sie nicht, daß Gott kein Wunder thun werde. — Aber ſagen Sie, von welcher Art iſt die Wunde, deren Heilung Sie nicht einmal verſuchen wollen? — Sagen Sie mir die Wahrheit, ich will Alles wiſſen!«

»Sie wollen es? ... Nun, die Wahrheit kann Ihnen

doch nicht verschwiegen bleiben. Die Wirbelsäule ist gebrochen «

Anna sank mit einem leisen Klageton zu Boden. Aber Richard wollte es noch nicht glauben.

»Es ist unmöglich!« rief er. »Doctor, trotz Ihrer Wissenschaft haben Sie sich geirrt. Ich habe gesehen, wie mein Sohn vom Baum fiel; er fiel von den niedrigsten Zweigen, die kaum zehn Fuß von dem mit Moos und Gras bewachsenen Erdboden entfernt waren ...«

»Dieser unheilbare Bruch ist auch nicht durch den Fall bewirkt worden. Sehen Sie nur.«

Er hob Eduard mit äußerster Vorsicht auf und zeigte auf dem nackten Rücken des jungen Wilden die Eindrücke von zwei großen Händen, deren spitzige Nägel in das Fleisch gedrungen waren; die Katastrophe war ohne Zweifel von dem Druck dieser gewaltigen Hände verursacht worden.

»O, der Orang! auch dies hat der Orang gethan!« rief Richard.

Es war wirklich so. Der Orang hatte, als das Weibchen todt war, den armen Eduard krampfhaft an sich gedrückt und ihm das Rückgrat zerbrochen. Als der Orang seinen Gefangenen losließ, war dieser nicht mehr im Stande, sich an den Zweigen zu halten.

Ob der Waldmensch diese Grausamkeit absichtlich begangen oder nur in einer instinctartigen, an Tollheit grenzenden Aufregung das schwache Wesen erdrückt hatte? Dies war und blieb ein unauflösliches Räthsel.

Einige Augenblicke später fand am Ufer der Lagunen eine ergreifende Scene statt. Der arme Eduard, der Gegen-

ſtand ſo vieler Zärtlichkeit und Beſorgniß, ſollte dieſen Platz nicht mehr lebend verlaſſen.

Die Nacht brach mit der in den Tropenländern gewöhnlichen Schnelligkeit an, obgleich der glühendrothe Abendhimmel ſich noch in den Lagunen ſpiegelte. Die Klänge, von denen die Urwälder und Prairien am Tage erfüllt ſind, verſtummten nach und nach; die Nacht gab ſich auch dem Ohr kund. Die Papageien ſchwatzten nicht mehr in den Palmbäumen, die Reiher rauſchten nicht mehr durch die Luft; aber die Hirſche ſchrien in der Ferne, die Büffel brüllten auf dem Wege zur Tränke, und die großen Fledermäuſe, die in der Nacht umherflattern, um den ſchlafenden Menſchen oder Thieren das Blut auszuſaugen, ließen unheimliche belfernde Töne hören. Im Schilf und Rohr fingen die Krokodile an ſich zu regen, und ſchon war die Abendluft von dem ekelhaften moſchusartigen Geruch dieſer Ungethüme erfüllt.

Man hatte Eduard ein Lager von Moos und Farnkraut bereitet. Sein Vater ſaß neben ihm, das Geſicht mit den Händen bedeckt, in düſterer Verzweiflung. Anna ſaß weinend auf der andern Seite und widmete ihrem unglücklichen Vetter die zärtlichſte, aber leider fruchtloſe Sorge. Bald wiſchte ſie den kalten Schweiß von der Stirn des Sterbenden, bald erfriſchte ſie ſeine heißen Lippen mit einigen Tropfen Waſſer, und ſprach in dem ſüßeſten, einſchmeichelndſten Ton ihrer melodiſchen Stimme. Um dieſe Hauptgruppe ſtanden Stewart, Van Stetten, die Negerin und Darius regungslos und ſchweigend. In einiger Entfernung zündeten die für ſolche Eindrücke nicht empfäng-

lichen Malayen und die Lascaris die Wachtfeuer an, um die wilden Thiere und Orangs zu verscheuchen.

Der Verwundete wurde immer schwächer. Van Stetten trat dicht an ihn heran, untersuchte ihn aufmerksam und fühlte ihm den Puls. Dann richtete er sich erschrocken auf, und gab dem Colonisten und der Miß Surrey durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich schleunigst zurückziehen sollten. Aber Palmer schien in seinem tiefen Schmerz weder zu sehen noch zu hören. Anna entfernte sich auch nicht; sie kniete neben Eduard nieder und sagte kaum hörbar:

»Er ist ein Christ.«

Sie faltete die Hände und begann ein oft durch ihr Schluchzen unterbrochenes Gebet zu sprechen. Diese klagende Stimme stand im Einklange mit dem Rauschen und Wogen der Waldeseinsamkeit und gab ihr einen großartigen Charakter. Palmer kniete neben seiner Nichte nieder und versuchte auch zu beten; aber er brachte nur unverständliche, verworrene Töne hervor.

Der junge Wilde gab in seinen letzten Augenblicken einige Zeichen des Bewußtseins und Gedächtnisses. Er hörte auf zu ächzen und richtete seinen halberschlossenen Blick auf die neben ihm Knienden. Vielleicht erinnerte er sich dabei der Zeit, wo er selbst neben seiner Mutter gekniet und sein Abendgebet gesprochen hatte; vielleicht erkannte er in ihren Worten ein vormals selbst erlerntes Gebet. Ein mattes Lächeln glitt über seine entfärbten Lippen und er sagte mit schwacher Stimme:

»Vater! . . . Anna!«

Und mit größter Anstrengung lallte er noch:

»Mama!«

Dieſes ſo liebliche Wort, wahrſcheinlich das erſte, das er einſt geſprochen, war auch das letzte, das über ſeine Lippen kam. Einige Minuten nachher lag auf dem Moosbette nur noch ein lebloſer Körper.

Man zweifelte indeß noch, und die Gebete dauerten fort. Plötzlich erkannte Anna die ſchreckliche Wahrheit.

»Er iſt zu ſeiner Mutter gegangen,« ſagte ſie.

Und ſie ſank ohnmächtig nieder.

Richard hingegen blieb auf den Knien und ſah ſeinen Sohn unaufhörlich an.

»Eduard, armes unſchuldiges Kind,« ſagte er mit einem Tone, der alle Umſtehenden mit Schauder erfüllte, »ich ſehe jetzt, daß ein Fluch auf Dir ruhte, wie auf mir und deiner unglücklichen Mutter! . . . O könnte ich doch bald bei Euch ſein! Ich habe ja auf Erden nichts mehr zu thun, als die Laſt dieſes Fluches zu tragen!«

Er ſchwieg und ſchien gefaßt; aber plötzlich erhob ſich ein Sturm der Verzweiflung in dieſer kräftigen Seele, welche ſo viel Leiden ertragen hatte. Er brach in Thränen aus und ſchluchzte laut. Dann warf er ſich auf den entſeelten Körper ſeines Sohnes und rief:

»Eduard! Eduard! mein geliebtes Kind, ich habe Dich wiedergefunden, und nun werden wir uns nicht mehr trennen.«

Die Uebrigen drängten ſich um ihn und ſuchten ihn zu tröſten; aber er hörte nichts, und man mußte Gewalt brauchen, um ihm ſeinen Sohn zu entreißen.

IV.

Der Hinterhalt.

Die Lage der Jäger blieb indeß äußerſt gefahrvoll. Es war bereits dunkel und man hatte noch keine Vorbereitungen zum Uebernachten getroffen. Palmer, der bis dahin mit ſo viel Umſicht für die Bedürfniſſe und die Sicherheit Aller geſorgt hatte, ſchien nicht mehr fähig, in dieſer mißlichen Lage die nöthigen Befehle zu ertheilen oder einen Rath zu geben. Er lag im Graſe, das Geſicht dem Erdboden zugewendet, einige Schritte von dem Leichnam ſeines Sohnes, den man mit einem Stück Baumwollſtoff bedeckt hatte. Er gab keinen Laut mehr von ſich; aber die krampfhaften Bewegungen ſeiner Füße, die zuweilen den Boden ſtampften und ſich tief eingruben, verriethen heftige innerliche Leiden. Er beantwortete keine Frage; er ſah und hörte nichts; ſogar ſeine Nichte, die ſich ihm liebkoſend und tröſtend genähert, hatte er verdrießlich zurückgewieſen.

Das arme Mädchen ging tief betrübt wieder zu Stewart und Van Stetten.

»Wir hätten einen ungünſtigeren Lagerplatz nicht finden können,« ſagte der Gouverneur. »Hier werden unſere Leute aus Furcht vor den Krokodilen kein Waſſer holen, und aus Furcht vor den Orangs kein Holz fällen wollen. Ueberdies lauern die verwünſchten Affen mit einer Hartnäckigkeit, die nichts Gutes verkündet, und wir werden ge-

wiß morgen den ganzen Tag von ihnen verfolgt, wenn wir ihnen nicht ſchon dieſen Abend durch irgend eine Kriegsliſt entwiſchen.«

»Mehrere unter ihnen,« erwiederte Van Stetten, »werden morgen ohne Zweifel zu krank ſein, um uns ſo eifrig wie heute zu verfolgen. Trotz ihrer wirklich ſtaunenswerthen Lebenskraft werden die von den Kugeln unſerer Leute geſchlagenen Wunden über Nacht ihre Wirkung nicht verfehlen. Aber wir Alle ſind unſers Lebens nicht ſicher, wenn nur zwei dieſer furchtbaren Vierhänder im Stande ſind uns anzugreifen.«

»Sie ſehen alſo, Doctor, daß wir ſchleunigſt aufbrechen müſſen . . . Aber Mr. Palmer, deſſen Erfahrung uns jetzt ſo nützlich ſein würde, iſt unfähig zu verſtehen und zu handeln. Wir können nur auf uns ſelbſt rechnen. Dazu kommt, daß Miß Surrey . . .«

»Ich ſage Ihnen noch einmal, meine Herren,« unterbrach Anna, »Sie dürfen um mich nicht beſorgt ſein. Ich will der Ausführung ihres Planes kein Hinderniß in den Weg legen. Ich werde Alles thun, was zum allgemeinen Beſten nothwendig iſt.«

»Was! liebe Anna,« fragte Stewart mit zärtlicher Theilnahme, »könnten Sie denn, trotz Ihrer Ermüdung, noch die ganze Nacht hindurch gehen?«

»O ja; ich würde den noch übrigen Weg ſogar lieber in dieſer kühlen, herrlichen Nacht, als in der drückenden Hitze des Tages machen.«

»Der Nachtmarſch wird ebenſo mühſam und mit ebenſo vielen Gefahren verbunden ſein. Aber man wird Sie tragen, wenn Sie nicht weiter können, und ich hoffe . . .«

Ein Schuß unterbrach das Geſpräch. Ein Lascar ſchoß auf ein Krokodil, das an's Ufer gekommen war und ſich mitten unter die Jäger gewagt hatte. Die Kugel prallte an den Schuppen des Ungethüms ab; aber der Knall verſcheuchte es, und es ſprang wieder in den See. Zwei oder drei andere Krokodile, die man nicht bemerkt hatte, flüchteten ſich ebenfalls in's Waſſer. — Anna zitterte.

»Sie ſehen,« ſagte Stewart entſchloſſen, »wir können nicht länger hier bleiben.«

Er näherte ſich dem Malayen Boa, den er für den tauglichſten Führer hielt, und fragte ihn, ob er die Truppe in der Nacht durch den Urwald führen könne. Aber Boa, der im Laufe des Tages, trotz ſeines zerſchmetterten Armes, einen weiten Weg gemacht hatte, war in einem traurigen Zuſtande; er hatte heftige Schmerzen, das Wundfieber hatte ſich eingeſtellt. Ueberdies erklärte er, daß er ſich in dem Urwalde bei dunkler Nacht nicht zurechtfinden könne. Stewart wollte nun noch einen Verſuch mit Palmer machen. Er ging auf ihn zu, feſt entſchloſſen, Alles aufzubieten, um den Coloniſten ſeinem faſt beſinnungsloſen Zuſtande zu entreißen.

Der unglückliche Vater lag noch immer regungslos im Graſe. Stewart rief ihn, Palmer antwortete nicht. Der Gouverneur neigte ſich zu ihm und rüttelte ihn; Richard machte mit der Hand eine zornige Geberde und murrte einige unverſtändliche Worte, aber er konnte oder wollte nicht aufſtehen. Stewart aber ließ ſich nicht abſchrecken, er ſagte mit Nachdruck:

»Mr. Palmer, in des Teufels Namen! Haben wir nicht mehr von Ihnen zu erwarten? Wie können Sie ſich

dieſem unmännlichen Schmerz überlaſſen, wenn ſo viele Perſonen, welche Sie allein zu retten vermögen, in Gefahr ſind? Belohnen Sie ſo die Dienſte Derer, die Ihnen in dieſe Einöde gefolgt ſind? Faſt die Hälfte unſerer Leute iſt todt oder verwundet; ſollen die Andern auch umkommen? Ich ſchweige von Van Stetten und von mir ſelbſt; ich ſchweige von Ihren treuen Dienern und von den armen Leuten, die zu dieſem gefahrvollen Zuge commandirt worden ſind; aber ſoll denn auch Ihre ſchöne, liebenswürdige Nichte, die aus Liebe zu Ihnen und Ihrem Couſin allen Gefahren Trotz bietet, in dieſer Einöde ihren Tod finden? Stehen Sie auf und kommen Sie uns zu Hilfe. Ermannen Sie ſich, denn Ihre Unthätigkeit wäre jetzt Feigheit.«

Dieſe ernſte Mahnung ſchien wirklich zu wirken. Palmer richtete ſich auf und ſah ſich nach allen Seiten um, als ob er ſich orientiren und beſinnen wollte; dann erwiederte er mit ſchwacher, aber nicht ausdrucksloſer Stimme:

»Sie haben Recht, Stewart, es wäre Feigheit. Verzeihen Sie mir; Sie ſind nicht Vater und können nicht begreifen, daß ein Vaterherz brechen kann, wenn . . .«

Er ſtockte; aber er bezwang ſeine Schwäche und fügte nach einer kurzen Pauſe hinzu:

»Was gibt's denn? Was erwarten Sie von mir?«

Der Gouverneur erinnerte ihn an die mißliche Lage, in der ſich die Truppe zwiſchen See und Wald, zwiſchen den Krokodilen und Orangs befand.

»Es iſt wahr,« ſagte Richard; »ich darf mich, ſo lange keine Gefahren ſind, meinem Schmerz nicht überlaſſen. Ich will verſuchen, ich verſpreche es Ihnen, trotz der Dun-

kelheit einen Weg durch den Urwald zu finden. Die Orangs werden ſich vor Tagesanbruch nicht rühren und bis dahin können wir einen ſo weiten Vorſprung haben, daß ſie uns nicht mehr einholen können. — Mr. Stewart, geben Sie Befehl zum Aufbruch; ich ſelbſt mag an dieſer Unglücksſtelle nicht mehr bleiben!«

Er ſtand wankend, aber entſchloſſen auf. Da ſich der Gouverneur bereits entfernte, rief er ihn zurück und ſagte:

»Stewart, könnte ich ihn nicht mitnehmen, um ihn neben ſeine arme Mutter zu legen?«

Wie hätte man einen ſo berechtigten Wunſch unerfüllt laſſen können? Stewart hatte beabſichtigt, Anna auf das Packpferd zu ſetzen, wenn ſie nicht mehr gehen könnte; aber gegen dieſen Wunſch des trauernden Vaters mochte er nichts einwenden. Es wurde verabredet, daß der Todte in die Zeltleinwand gehüllt und auf das Pferd gelegt werden ſollte.

Dieſes Verſprechen ſchien dem Coloniſten einige Kraft wieder zu geben; aber Stewart, der einen Rückfall fürchtete, führte ihn ſchnell zu der Truppe. Seine Anweſenheit gab den verzagten Jägern wieder Muth. Anna fiel ihrem Oheim um den Hals und ſagte tiefgerührt:

»Ach! lieber Onkel, habe Dank, daß Du deinen Schmerz überwindeſt und an uns denkſt!«

Die Vorbereitungen zum Aufbruch waren bald beendet. Einige ermüdete Leute, insbeſondere die Verwundeten, hätten gern länger geruht; aber alle ſahen ein, daß das Leben auf dem Spiele ſtand, und ſie fügten ſich ſeufzend. Man hatte in der Eile einige Früchte und etwas von geſtern übriggebliebenes Fleiſch gegeſſen. Stewart ließ etwas Kaffee, den die Negerin gemacht hatte, unter der Truppe

vertheilen, und nöthigte Anna und Palmer ebenfalls, ihren Antheil an dieſem belebenden Trank zu nehmen. Dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Das Abendroth war längſt verſchwunden; aber es war eine herrliche, ſternenhelle Nacht. An dem tiefblauen Himmel ſah man das ſchöne Sternbild des ſüdlichen Kreuzes, die merkwürdige Nebelgruppe, genannt der »Kohlenſack«, und andere in unſerer Hemiſphäre unbekannte Geſtirne. Der Kabu, jener erſt gegen Morgen aufſteigende todbringende Nebel, zeigte ſich noch nicht. Die Luft war ſo rein, daß man an lichten Stellen die Gegenſtände in großer Entfernung ſehen konnte. Die Truppe ging an den Lagunen hin und ſuchte eine minder dichte Stelle, um durch den Wald zu marſchiren; von den Krokodilen, die ſich am Ufer zeigten, aber ſchnell zurückzogen, nahm man wenig Notiz.

Anfangs blieb Stewart beſtändig bei Palmer, den er nicht ſich ſelbſt überlaſſen mochte. Er erkundigte ſich genau nach dem einzuſchlagenden Wege und nach den Merkzeichen, die zur Orientirung dienen ſollten. Richard antwortete bereitwillig, obgleich er zuweilen plötzlich ſchwieg oder ſtockte, als ob er von einer peinlichen Erinnerung überwältigt würde. Stewart ſah ſich mitten im Geſpräch oft nach Anna um, die einige Schritte hinter ihm, zwiſchen der Negerin und Darius ging. Um ſie war er am meiſten beſorgt, und nichts vermochte ſeine Gedanken von ihr abzulenken.

So erreichte man eine Stelle, wo man die Lagunen durchaus verlaſſen mußte. Ehe ſich die Truppe in den Wald wagte, wurde Halt gemacht, um Kienfackeln anzuzünden. Man bemerkte noch in weiter Ferne das Feuer, in welches man vor dem Abmarſch noch trockenes Holz geworfen hatte,

um vielleicht die Orangs zu täuſchen. Man denke ſich daher das Erſtaunen der Wanderer, als ſie große Geſtalten bemerkten, welche ſich, den Dämonen in Spukgeſchichten ähnlich, bei dieſem Feuer herumtrieben, als ob ſie ſich wärmen wollten.

»Es ſind die Menſchen, die nicht ſprechen,« ſagte die Negerin; »in meiner Heimat wärmen ſie ſich gern an einem Feuer, aber ſie ſind zu dumm, um Holz darauf zu legen.«

»Ich habe wirklich geleſen,« ſagte Van Stetten, »daß die Orangs und Gorillas dieſe Gewohnheit haben, und es freut mich, daß ich die Wahrheit nach eigener Erfahrung beſtätigen kann.«

»Auf jeden Fall ſind ſie an Ort und Stelle geblieben,« erwiederte Stewart, »und das iſt die Hauptſache. Gott gebe, daß ſie unſere Spur verloren haben!«

»Und Maria, meine Frau, hat dann nichts zu fürchten!« raunte Darius der Negerin zu.

Maria gab ihm zum Dank für dieſe Zärtlichkeit einen freundſchaftlichen Rippenſtoß.

»Ich ſage von ganzem Herzen Amen,« verſetzte der Doctor, den Wunſch des Gouverneurs beantwortend. »Ich glaube nicht mehr, daß ich mir einen lebenden oder todten Orang werde verſchaffen können. Es iſt ein Verluſt für die Wiſſenſchaft; aber ich ſage mit Ihnen: Gott gebe, daß wir die Waldmenſchen nicht mehr antreffen!«

»Was liegt jetzt noch daran?« ſagte Richard mit düſterem Schmerz. »Was können ſie noch ſchaden, nachdem ſie mir . . .«

»Lieber Onkel!« unterbrach Miß Surrey.

»O verzeihe mir, mein Kind,« fügte der Coloniſt hin-

zu, indem er ſeinen Thränen freien Lauf ließ. »Verzeihung, meine Freunde und Ihr Alle, die Ihr an dieſem verhängnißvollen Zuge Theil genommen; ich bin weder ſelbſtſüchtig noch undankbar, aber ich bin ſo unglücklich!«

Und ſein Blick fiel auf eine weiße Geſtalt, die auf dem Rücken des Packpferdes lag.

Inzwiſchen hatte man Kienfackeln angezündet, die nicht allein zur Orientirung im Walde dienen, ſondern auch die wilden Thiere verſcheuchen ſollten. Anfangs bot der Weg keine Schwierigkeiten; man kam in jenen Theil des Waldes, wo hohe Bäume ein prächtiges Laubgewölbe bildeten. Der röthliche Schein der Fackeln machte in dieſem Hochwalde einen höchſt maleriſchen, großartigen Eindruck.

Anfangs wollte ſich Stewart nicht von Palmer entfernen; er fürchtete, der Coloniſt könne in ſeiner Zerſtreuung die gemeinſame Sicherheit gefährden; aber er ſah bald, daß ſeine Beſorgniß nicht gegründet war. Oft zog ſich Richards Stirn in Falten und ſein Blick wurde ſtarr; allein das Bewußtſein der großen Pflichten, die er zu erfüllen hatte, gab ihm ſchnell ſeine Faſſung wieder. Es bedurfte in der That ſeines ganzen Scharfſinnes und ſeiner Erfahrung, um ſich nicht zu verirren. Oft zog er ſeinen Taſchencompaß zu Rathe und ſuchte irgend ein Merkzeichen, einen Baum, einen Felſen oder eine eigenthümliche Beſchaffenheit des Bodens, die er ſich früher gemerkt hatte. Dieſe Sorge ſchien ihn ganz zu beſchäftigen und Stewart geſellte ſich zu Anna, die auf dieſer ſchwierigen Wanderung wohl ſeines Schutzes bedurfte.

Wir wollen den Wanderern nicht die ganze Nacht hindurch folgen. Wir erwähnen nur, daß man kurz vor

Tagesanbruch wieder Halt machen mußte. Man hatte Pfützen und undurchdringliche Dickichte gefunden, die man hatte umgehen müſſen. Nach ſo vielen Umwegen wußte Palmer ſelbſt nicht mehr wo er war. Dazu kam der Nebel, der bald ſo dicht wurde, daß die Hinderniſſe nicht mehr im Fackellicht zu erkennen waren. Man mußte daher den Tag abwarten, um mit Sicherheit weitergehen zu können.

Die ganze Truppe ſchien auch unfähig, ſofort weiterzugehen. Die Verwundeten ſchleppten ſich, auf ihre Cameraden geſtützt, nur mühſam fort; Miß Surrey hatte wunde Füße; der Doctor war ganz erſchöpft. Sogar Palmer begann müde zu werden, trotz der körperlichen und geiſtigen Ueberreizung, die ihn aufrecht hielt; der eiſenfeſte Mann vermochte doch ſo viele Anſtrengungen und Seelenleiden nicht zu ertragen.

Man lagerte ſich auf einem freien Platz im Walde unter einem alleinſtehenden Baum, und man zündete Wachtfeuer an, um die Tiger zu verſcheuchen und den feuchtkalten Kabu zu bekämpfen. Darius und Maria errichteten mit Stewart's Hilfe aus Zweigen und Palmblättern ein leichtes Obdach für Miß Surrey, und das ganz erſchöpfte Mädchen ſchlief bald ein. Van Stetten, obgleich ſelbſt ſehr ermüdet, legte den Verwundeten einen neuen Verband an; dann überließ ſich die ganze Truppe der Ruhe. Stewart legte ſich vor die kleine Hütte, in welcher Anna ſchlief. Die übrigen Jäger, Malayen, Hindu oder Neger legten ſich nieder, wo ſie Platz fanden. Palmer allein blieb wach; er ſaß am Feuer, den Kopf auf die Hand geſtützt, und ſtarrte den weißen Gegenſtand an, den man unter einen Brodbaum gelegt hatte. Die Thränen rannen über ſeine Wangen.

Ein wildes Thier hätte die ſchlechtbewachte, ſchlummernde Truppe leicht überfallen können. Zum Glück ging die Nacht ruhig zu Ende, und der endlich anbrechende Tag änderte die Art der Gefahren, die man zu fürchten hatte. Der Sonnenaufgang allein war indeß nicht genügend, die Fortſetzung der Wanderung zu ermöglichen, der Nebel mußte ſich zerſtreuen. Da dies ſo bald nicht zu erwarten war, ſo mochte Palmer den für Alle ſo koſtbaren Schlaf nicht unterbrechen.

Sobald der Kabu den Sonnenſtrahlen zu weichen begann, ſtieg er auf den Baum, unter welchem ſich die Truppe gelagert hatte, und beobachtete die Umgebungen. Als er wieder herunterſtieg, fand er Stewart wach und auf den Füßen.

Wir wiſſen, wie ſehr der junge Gouverneur gegen den Coloniſten eingenommen war; aber als er ſah, wie muthig und entſchloſſen Palmer trotz ſeines tiefen Schmerzes war, mit welcher Umſicht er für ſeine Gefährten ſorgte, fühlte er unwillkürliche Theilnahme und Hochachtung. Er trat auf ihn zu und fragte ihn zutraulich, ob er eine Entdeckung gemacht.

»Ich habe die Gewißheit erlangt,« antwortete Richard, »daß wir uns nicht weit verirrt haben. Wir befinden uns nur noch zehn bis zwölf Meilen von der Colonie. Dagegen haben wir den dichteſten Theil dieſes verwünſchten Waldes noch vor uns.«

»Am hellen Tage können wir uns mit unſeren Beilen und Sägen ſchon einen Weg bahnen,« meinte Stewart. »Zehn bis zwölf Meilen ſind keine ſehr beträchtliche Entfernung; der Schlaf wird unſere Leute geſtärkt haben; ich

hoffe daher, daß wir zeitig nach Neu-Drontheim kommen werden.«

»Gott gebe, daß Sie Recht haben, Mr. Stewart!« erwiederte Palmer ſeufzend. »Vor Allem iſt zu wünſchen, daß wir den ſchlauen, rachſüchtigen Waldmenſchen, die uns ſchon ſo viel Schaden gethan, nicht wieder begegnen. Der Kabu hinderte mich, weit zu ſehen; aber wenn es uns nicht gelungen wäre, unſere hartnäckigen Feinde zu täuſchen . . .«

»Wir wollen hoffen, Palmer, daß ſie unſere Spur verloren haben. Soll ich unſere Leute wecken?«

»Ja, es iſt Zeit. Ich hoffe, daß ſie wieder Kraft und Muth haben werden: vielleicht haben ſie Beides nöthig, ehe dieſer Tag zu Ende geht.«

»Aber, Mr. Palmer,« erwiederte Stewart mit mehr Theilnahme, als er dem Coloniſten bis dahin gezeigt hatte, »warum haben Sie nicht auch geruht? Wenn ich nicht irre, ſo haben Sie gar nicht geſchlafen? Sie wollen nicht eſſen und . . .«

»O! ich halte es ſchon bis dieſen Abend aus,« antwortete Palmer mit Wehmuth. »Wenn ich nur heute noch meinen Verſtand und meine Kraft behalte . . . was dann aus mir wird, iſt gleichgiltig. Meine Sorge iſt nur, daß ich meine noch lebenden Gefährten nach Neu-Drontheim zurückführe und meinen Eduard, für den ſich ſo Viele — und leider vergebens — aufgeopfert, neben ſeine Mutter lege.«

Der Gouverneur wollte ihn tröſten und ermuthigen, aber Richard unterbrach ihn mit heftig abwehrender Bewegung und entfernte ſich, um die Vorbereitungen zum Aufbruch zu leiten.

In wenigen Minuten war die ganze Truppe reiſefertig.

Einige Cocosnüſſe und Brodfrüchte, die in der Eile von den nahen Bäumen gepflückt wurden, lieferten ein frugales Frühſtück, denn die mitgebrachten Lebensmittel waren längſt verzehrt. Anna, die noch ganz blaß war, begrüßte ihren Oheim, der ſie zärtlich, aber ſchweigend an ſeine Bruſt drückte. Marie hatte die wunden Füße ihrer Herrin mit Fetzen umwunden, und die muthige Miß Surrey erklärte, daß ſie im Stande ſei, nach Hauſe zu gehen.

Man bahnte ſich alſo wieder einen Weg durch den dichten Wald, der ſich bis an die Colonie erſtreckte. Alle Jäger erhielten Befehl, ſich auf das erſte Allarmzeichen zu einer dichtgedrängten Maſſe zu vereinigen, in deren Mitte Miß Surrey, Marie und die Verwundeten eingeſchloſſen werden ſollten. Richard hatte auch das tiefſte Stillſchweigen empfohlen; aber es war nicht möglich, dieſer Weiſung Folge zu leiſten, denn man mußte gar oft das Geſtrüpp und die Schlingpflanzen mit Beil und Säge entfernen. Dieſe faſt unaufhörliche Arbeit erſchöpfte die Leute, und die mit jeder Minute ſteigende Hitze machte das Tagewerk noch mühevoller.

Nach einer dreiſtündigen ermüdenden Wanderung erkannte man indeß an untrüglichen Zeichen, daß die Wohnungen der Menſchen nicht mehr weit entfernt waren. Man fand Benzoe- und Kampherbäume, deren koſtbares Harz die Coloniſten geſammelt hatten; man ſah die Spuren Derer, welche Brotfrüchte, Cocosnüſſe und Bananen gepflückt hatten. Es war alſo nicht zu bezweifeln, daß die Jäger nahe am Ziel ihrer Drangſale waren. Palmer hatte

ſo eben ſeiner Nichte dieſe tröſtliche Nachricht mitgetheilt, als plötzlich bei der Vorhut ein Schuß fiel und eine erſchrockene Stimme rief:

»Die Orangs! die Orangs!«

Sogleich zog ſich die Truppe zuſammen und bildete um die Frauen und Kampfunfähigen eine Art Carré, das jeden Augenblick bereit war Feuer zu geben. Als dieſe Vorkehrungen getroffen waren, ging Palmer allein vor, um auch des Feindes Vorkehrungen zu beobachten.

Dieſe waren wirklich mit teufliſcher Liſt erſonnen. Die Waldmenſchen hatten ſich, nachdem ſie den Wanderern gefolgt und ſogar vorausgeeilt waren, in einer Schlucht aufgeſtellt und ſchienen feſt entſchloſſen, ihren Gegnern den Durchzug ſtreitig zu machen. Auf einer Seite befand ſich ein tiefer, brauſender Waldbach, auf der andern waren ſteile, mit Dornenbüſchen bewachſene Felſen. Zwiſchen dieſen beiden Hinderniſſen war ein mit Geſtrüpp bewachſener und von einigen hohen Bäumen überragter Hohlweg. Auf dieſen Bäumen lauerten die Orangs. Ein geſchickter Feldherr hätte keinen beſſeren Ort zu einem Hinterhalt finden können.

Ihrer gewohnten Tactik gemäß hielten ſie ſich im Laube verſteckt; ein Mann der Vorhut hatte ſie zufällig entdeckt. Richard bemerkte die gefährlichen Feinde nun auch. Dem Anſchein nach waren ſie minder zahlreich als geſtern; ſie waren trotz ihrer Lebenszähigkeit nicht unverwundbar, und mehrere mußten in den letzten Kämpfen gefallen oder doch ſchwer verwundet worden ſein. Richard zählte gleichwohl noch gegen zwanzig; es war unmöglich, den Engpaß zu betreten.

Glücklicherweiſe war ein baumloſer Raum zwiſchen

dem Hinterhalte und der Stelle, wo die Truppe Halt machte, so daß die Orangs nicht herankommen konnten, ohne einen großen Umweg zu machen, und dies schien nicht ihre Absicht zu sein. Palmer kehrte um, nachdem er die Ortsverhältnisse und die Haltung des Feindes genau beobachtet hatte. Die Vierhänder gaben ihren Unwillen über diesen Rückzug durch leises Knurren zu erkennen.

Er theilte seinen Gefährten das Ergebniß dieser Beobachtung mit. An ein Erklimmen der Felsen war nicht zu denken; eine Umgehung derselben war mit großer Schwierigkeit verbunden, und überdies war vorauszusehen, daß die beständig lauernden Orangs die Jäger nicht aus den Augen lassen und sie mit ihrer gewohnten Erbitterung verfolgen werden.

»Wie sind sie zu vertreiben?« sagte Richard. »Ach, wenn man diese boshaften Thiere durch die Aufopferung eines Menschenlebens bewegen könnte, uns durchzulassen, so weiß ich wohl, wer sein Leben bereitwillig opfern würde!«

»Warum könnten wir nicht versuchen, über den Waldbach zu gehen?« meinte Stewart.

»Wie sollten die Frauen und die Verwundeten hinüberkommen? Die Strömung ist so stark, daß man Gefahr laufen würde, an den Felsen zerschmettert oder von den Krokodilen gefressen zu werden.«

»Dann bleibt uns nichts übrig,« sagte der Doctor, »als ein Rottenfeuer gegen die Orangs zu eröffnen. Am Ende werden wir doch einige erlegen und dieser Beweis von der Gewalt unserer Waffen wird sie vielleicht zum Rückzug nöthigen. Die Waldmenschen sind klug genug, um einzusehen, daß sie ein gewagtes Spiel spielen.«

»Es ist nicht zu läugnen,« erwiederte Richard, »daß sie eine Klugheit besitzen, die dem Menschenverstande zuweilen nahekommt; aber sie haben auch die blinde Wuth und Wildheit des Thieres. Haben sie doch gestern schon die Gewalt unserer Waffen kennen gelernt und gleichwohl verfolgen sie uns heute mit gleicher Erbitterung. — Wir wollen indeß den von dem Doctor vorgeschlagenen Versuch machen. Im Grunde werden die Bestien immer wüthender, je öfter sie angegriffen werden, und ich möchte sie alle vernichten.«

Es wurde verabredet, daß sich sechs der besten Schützen vor der Schlucht, wo die Orangs lauerten, aufstellen und auf die sich zeigenden feuern sollten. Es wurde in der That sofort ein lebhaftes Gewehrfeuer eröffnet; aber die Jäger, minder tollkühn als die Malayen, hüteten sich wohl die Orangs in ihrem Hinterhalte anzugreifen, und sie blieben in gemessener Entfernung, wo sie von ihren gewandten und kräftigen Gegnern nicht erreicht werden konnten.

Die Waldmenschen schienen sich anfangs nicht sehr zu fürchten, als sie von den Jägern angegriffen wurden; sie hatten vielmehr eine herausfordernde Haltung und warfen ihnen Baumzweige zu. Als aber einige von ihnen getroffen wurden, zogen sie sich in den dichtesten Theil des Waldes zurück. Nur von Zeit zu Zeit kamen die Jäger zum Schuß, wenn die Anwesenheit eines Waldmenschen durch eine leichte Bewegung im Laube oder durch ein hervorlugendes grimmiges Gesicht verrathen wurde. Aber die hartnäckigen Vierhänder waren nicht in die Flucht zu jagen, und man wußte wohl, daß man nicht weitergehen durfte, wenn man nicht von den heimtückischen Keulen getroffen werden wollte.

V.

Die Wiedervergeltung.

Das Scharmützel zog sich in die Länge. Endlich befahl Palmer seinen Gefährten, das fruchtlose Schießen einzustellen.

»Sie sehen,« sagte er zu Van Stetten und Stewart, »die Orangs weichen nicht zurück. Ihr Instinct sagt ihnen, daß diese Stellung nicht zu nehmen ist. Wir müssen daher auf ein anderes Mittel bedacht sein. — Vor Allem ist zu ermitteln, wie es jenseits des Engpasses aussieht.«

Er kletterte behende auf einen nahen Ebenholzbaum und beobachtete die Ufer des Waldstromes. Als er wieder herabkam, sagte er zufrieden:

»Wie ich vermuthet, stehen nur wenige hohe Bäume in der Schlucht. Wenn vier bis fünf Bäume, von denen einige allerdings ziemlich dick sind, gefällt würden, so wäre es möglich, durch den Engpaß zu kommen. — Was sagen Sie dazu, Mr. Stewart? Sollen wir die uns im Wege stehenden Bäume fällen, während Einige von uns mit dem Gewehre in der Hand, die Arbeiter schützen?«

»Der Plan könnte wohl gelingen,« sagte Stewart.

Man legte sogleich Hand ans Werk. Anfangs machten die Waldmenschen Miene, sich zu widersetzen, aber die Kugeln nöthigten sie, sich in gemessener Entfernung zu halten. Ein Baum fiel, dann noch einer. Diese Arbeit war

äußerſt mühſam; die Leute, welche die Axt führten, waren in Schweiß gebadet, die Schützen den glühenden Sonnenſtrahlen preisgegeben. Dagegen wurden die Orangs offenbar eingeſchüchtert, und man ſah in der allmälig entſtehenden Lichtung einen ſichern Rettungsweg.

»Nur Muth, Freunde!« rief Richard den Arbeitern zu; »wir werden durchkommen.«

Er ſelbſt ergriff eine Axt und hieb in einen prächtigen Brodbaum, der bis dahin die Hauptveſte der Orangs geweſen war. Die Arbeit war noch recht mühſam, obgleich der Stamm hohl war. Mehrere Hindu halfen dem Coloniſten, und endlich fiel der ſtattliche Baum krachend nieder. Aber man hatte die Richtung, in welcher er fallen ſollte, nicht gut berechnet; ſtatt wie die anderen gegen die Felſen zu fallen, fiel er nach der Flußſeite hin. Der Gipfel peitſchte das Waſſer, das ſchäumend emporſchlug, während der mit großen Aeſten, Lianen und anderen Schmarotzerpflanzen bedeckte Stamm den Weg verſperrte.

Richard war ſehr unzufrieden, und mit Recht. Sobald der Baum gefällt war, ſprangen mehrere Orangs aus den nahen Bäumen in dieſe üppigbelaubten Zweige, und es ſchien faſt unmöglich, ſie daraus zu vertreiben.

»Wir müſſen zur blanken Waffe greifen,« ſagte Palmer entſchloſſen.

Und er nahm die eben weggeworfene Axt wieder zur Hand.

»Ach! Herr,« ſagte der Malaye Boa, der ſich den Arbeitern genähert hatte, obgleich er ihnen mit ſeinem zerbrochenen Arme nicht helfen konnte, »warum haben Sie uns

nicht erlaubt, unſere vergifteten Pfeile zu nehmen? Elephantentödter und die Andern würden vielleicht noch leben!«

Richard antwortete nicht; ſein Blick war auf einen Gegenſtand gerichtet, der ſich in der Barricade von Zweigen rührte.

»Was wollen Sie denn machen, Mr. Palmer?« fragte Stewart beſorgt.

»Laſſen Sie mich,« antwortete Richard in großer Aufregung. »Ich glaube den Unhold erkannt zu haben. — O, wenn er's wäre!«

Er ſtürzte auf den gefällten Baum zu. Stewart mochte den Oheim Anna's in der Gefahr nicht verlaſſen; er eilte ihm mit ſeinem Gewehr nach. Ein einziger Lascar hatte den Muth, ihnen mit einer Axt zu folgen.

Palmer ſtand ein paar Schritte vor dem gefällten Baume ſtill und betrachtete aufmerkſam das Laubwerk. Die Orangs richteten ſich zähnefletſchend auf und ſchwenkten ihre Keulen. Sie ſchienen indeſſen eine hohe Meinung von der Gewalt der Menſchen bekommen zu haben, denn ſie wollten ihrer Sache gewiß ſein und nicht mehr auf's Gerathewohl angreifen. Ein einziger kam auf Richard zu. Er war groß und ſtark; aber er hatte in dem geſtrigen Kampfe zwei noch offene Wunden erhalten und ſein braunröthliches Haar war mit getrocknetem Blut bedeckt. Der Waldmenſch ſah ſchauderhaft aus. Richard erkannte auf den erſten Blick den Entführer und Mörder Eduards.

»Ja, er iſt's,« ſagte der arme Vater faſt wahnſinnig; »endlich finde ich den Unhold wieder! . . . Verwünſchte Beſtie, Du haſt bittern Schmerz, unſägliche Trauer in mein Haus gebracht! . . . Aber Gott will nicht, daß ich ſterbe,

ohne Rache an dem Räuber meines Sohnes genommen zu haben. — Jetzt gilt's! einer von uns Beiden muß jetzt hier sein Leben laſſen!«

Der grimme Waldmenſch ſchien dieſe Herausforderung zu verſtehen und die Kampfluſt des Coloniſten zu theilen. Haß und Zorn funkelten in ſeinem ausdrucksvollen Auge. Und es war nicht blinde thieriſche Wuth, ſondern ſelbſtbewußter, wohlüberlegter Ingrimm. Er kam knurrend und ſeine Keule ſchwingend heran; aber Richard blieb ruhig ſtehen und erwartete ihn mit der Axt.

Stewart zitterte, als er den häßlichen Vierhänder auf den Oheim Anna's eindringen ſah.

»Nehmen Sie ſich in Acht!« rief er ihm zu. »Der Orang überfällt Sie; er wird . . .«

»Er kommt mir ſehr erwünſcht,« ſagte Richard; »ich werde ſchon mit ihm fertig werden.«

Stewart aber benutzte doch einen günſtigen Augenblick, um einen Schuß auf den Orang abzufeuern; allein dieſe neue Wunde ſchien den Waldmenſchen nicht mehr zu kümmern als die vorigen. Er hielt ſich mit den Hinterhänden an einem Aſt, ſtreckte ſeinen langen Leib aus und beſchrieb mit ſeiner wuchtigen Keule einen Halbkreis. Die ſauſende Keule traf den Baumſtamm mit ſolcher Gewalt, daß die Rinde zerſprang. Aber Richard war mit Gedankenſchnelle auf die Seite geſprungen, und in dem Momente, wo ſein Gegner ſelbſt durch die heftige Erſchütterung betäubt war, gab er ihm mit der Axt einen Hieb, der ſo laut dröhnte, als ob das Eiſen einen Granitblock getroffen hätte.

Dem furchtbaren Thier war der Kopf geſpalten; aber

der Tod trat nicht ſogleich ein. Der Orang hielt ſich noch feſt und beſchrieb wieder einen Halbkreis mit ſeiner Keule; Richard, der auch dieſem Schlag behende auswich, führte einen zweiten, nicht minder kräftigen Axthieb. Die zähe Lebenskraft des Waldmenſchen war nun beſiegt; er fiel zuckend und ohne ſeine Keule loszulaſſen, auf den ſchon mit Blut bedeckten Raſen.

»Er iſt todt! er iſt todt!« rief Palmer frohlockend; »ich habe mich gerächt! Ich habe meinen armen Eduard, meine theure Eliſabeth gerächt! . . . Endlich! endlich!«

Stewart konnte dieſe überſchwengliche Stimmung nicht begreifen. Palmer erklärte ſie ihm mit kurzen Worten.

Van Stetten eilte herbei, als er den Orang fallen ſah.

»Iſt das nicht ein Verhängniß?« ſagte er verdrießlich. »Ein einziger Vierhänder iſt in meiner Gegenwart erlegt worden, und der Kopf iſt ihm geſpalten . . . wie kann ich da ſeinen Geſichtswinkel meſſen!«

Der Tod des Vorkämpfers, den man als den Anſtifter dieſer Zuſammenrottung von Waldmenſchen betrachten konnte, wirkte indeß keineswegs einſchüchternd auf die andern. Sie ſchienen ſogar große Luſt zu haben ihn zu rächen und begannen den gefällten Baum zu beſetzen, um der Truppe den Durchzug ſtreitig zu machen. Ihre Haltung war ſo entſchloſſen, ſo drohend, daß ſelbſt Palmer entmuthigt zurückwich.

»Sie werden nicht weichen,« ſagte Stewart. »Was meinen Sie, Mr. Palmer?«

»Vielleicht müſſen wir die Nacht abwarten, um ſie wo möglich zu täuſchen, wie geſtern Abends. — Aber Sie

ſcheinen ſehr ermüdet, Mr. Stewart. Ruhen Sie ſich im Schatten mit unſern Leuten aus; ich will unterdeſſen gegen die Ungethüme plänkeln. Wer weiß, ob ich ſie am Ende nicht vertreibe!«

Stewart folgte dieſer Einladung, denn er konnte in der Hitze kaum noch athmen, und überdies ſehnte er ſich nach Anna. Palmer nahm ſein Gewehr wieder zur Hand, kroch in ein Gebüſch und ſchoß unaufhörlich auf die hartnäckigen Feinde.

Seit einer Stunde hatte er dieſen ungleichen Kampf geführt, ohne einen bemerkbaren Erfolg errungen zu haben, als plötzlich auf der andern Seite des Waldes mehrere Schüſſe fielen und gleich darauf laute Stimmen riefen.

Die ganze Truppe ſchaarte ſich um Palmer.

»Was mag das ſein?« fragte der Gouverneur erſtaunt. »Ich glaubte ein Hurrah engliſcher Matroſen zu unterſcheiden.«

»Sollte man uns zu Hilfe kommen?« ſagte Van Stetten.

»Wir werden es ſogleich erfahren,« erwiederte Palmer.

Man feuerte noch einmal auf die Orangs, die endlich unruhig wurden; dann brach die ganze Truppe in einen lauten Schrei aus, in welchen Anna mit einſtimmte.

Sogleich antwortete ein noch lauteres und näheres Hurrah hinter der Schlucht. Zugleich knallten mehre Schüſſe aus kurzen, an der Mündung ſehr weiten Gewehren und ein Hagel von Kugeln fiel auf die Waldmenſchen. Dieſe befanden ſich nun zwiſchen zwei Feuern, und die ihnen un-

bekannten Menſchenſtimmen mochten ihnen wohl einen Schrecken einjagen; genug, einige von ihnen zogen ſich zurück. Ein neuer Kugelregen vertrieb ſie vollends aus dem gefällten Baum, und gleich darauf kam eine kleine Truppe Europäer, von dem Admiral Stevenſon geführt, aus dem Dickicht der Schlucht hervor.

Wenige Worte werden genügen, dieſe ſo willkommene Hilfe zu erklären. An den beiden vorigen Tagen hatte der Admiral ſeine ganze dienſtfreie Zeit in Palmer's Hauſe zugebracht. Am Morgen des dritten Tags aber hatte er den dringenden Bitten der Miſtreß Surrey, die um ihren Schwager und zumal um ihre Tochter ſehr beſorgt war, nachgegeben und war der Truppe entgegengezogen. Seine eigene Ungeduld, das Reſultat des gefahrvollen Unternehmens kennen zu lernen, hatte gewiß einen nicht geringen Antheil an ſeinem Entſchluſſe gehabt. Er hatte ein Dutzend kräftiger, an das heiße Klima Indiens gewöhnter Matroſen und als Führer einen kundigen Malayen mitgenommen. —

Man war anfangs auf's Gerathewohl im Urwalde vorgedrungen, und erſt die Schüſſe, die man in der Ferne gehört, hatten der Wanderung der engliſchen Seeleute eine beſtimmte Richtung gegeben. Einige als Vorpoſten aufgeſtellte Orangs hatten die Ankommenden zur Abwehr genöthigt. Das Zuſammentreffen gab den erſchöpften Wanderern wieder neuen Muth.

Sobald der Admiral mit ſeinen von Pulver geſchwärzten, und in Schweiß gebadeten Matroſen am Ufer des Fluſſes erſchien, eilten ihm Anna, Stewart und der Doctor entgegen.

»Ach! Mylord,« rief ihm Anna zu; »wir verdanken Ihnen vielleicht das Leben!«

»Es iſt wahr,« fügte der Gouverneur hinzu, »wir wurden von den verwünſchten Affen belagert, und nie iſt der tapfere Admiral Stevenſon in einem gelegeneren Moment zum Entſatz erſchienen.«

Der Admiral grüßte ſehr freundlich; aber ehe er dem Gouverneur antwortete, fragte er beſorgt:

»Wo iſt Palmer? wo iſt mein lieber Richard? Ich habe ihm wichtige und erfreuliche Nachrichten mitzutheilen.«

Man zeigte ihm den Coloniſten, der regungslos und in ſich gekehrt zwiſchen den Jägern ſtand. Sir Georges ging auf ſeinen Schwiegerſohn zu; aber ſobald er ihn anſah, fragte er haſtig:

»Vor Allem, Richard, ſagen Sie mir: was iſt's mit dem Knaben, mit dem Sohn meiner Eliſabeth, der mein Troſt im Alter ſein ſoll? Haben Sie ihn wiedergefunden? Sie kommen ja zurück, er iſt alſo befreit? Ich will ihn ſehen ... wo iſt er?«

Richard antwortete nicht, er zeigte ihm den weißen, langgeſtreckten Gegenſtand, den man unter einen Palmbaum gelegt hatte, und bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen.

Der Admiral näherte ſich dem Todten und wollte die ihn bedeckende Hülle abnehmen; aber Stewart hielt ihn zurück und erzählte ihm mit kurzen Worten, durch welchen Unfall Eduard, trotz aller Vorſicht, um's Leben gekommen war.

Sir Georges wurde durch dieſe traurige Nachricht tief erſchüttert und dicke Thränen rannen über ſeine Wangen.

Aber nicht minder rührte ihn der tiefe Schmerz ſeines Schwiegerſohns. Er ging wieder zu Richard.

»Mein Freund, mein Sohn,« ſagte er mit bewegter Stimme, »wir wollen in gegenſeitiger Liebe und Zuneigung Troſt ſuchen. Richard, armer Richard, wollen Sie Ihren mit Ihnen trauernden Vater nicht umarmen?«

Und er breitete die Arme aus.

Richard war über dieſen öffentlichen Ausdruck der Theilnahme ſo erſtaunt, daß er einen Augenblick ſeinen Schmerz vergaß.

»Sir Georges,« ſagte er, »ich danke Ihnen; aber Sie vergeſſen . . .«

»Ich vergeſſe nichts,« erwiederte der Admiral. »Es iſt jetzt Zeit, daß ich mein Unrecht gegen Sie wieder gut mache. — Meine Herren,« fügte er hinzu, indem er Richards Hand faßte und ſich an die Umſtehenden wandte, »Gott ſei Dank! ich darf jetzt Herrn Richard de Beaulieu, der in der Colonie den Namen Palmer geführt, als meinen Schwiegerſohn, als meinen Sohn anerkennen.«

Stewart flüſterte ihm zu:

»Sir Georges, bedenken Sie auch die Folgen, welche ein ſolches Geſtändniß haben kann? Die Vorurtheile . . .«

»Was ich hier ſage,« unterbrach der Admiral laut, »habe ich bereits in Gegenwart meines Generalſtabes und der angeſehenſten Coloniſten von Neu-Drontheim geſagt. Die Vorurtheile, auf welche der Herr Gouverneur hindeutet, können nicht mehr laut werden, ohne eine Beleidigung gegen meinen Schwiegerſohn und gegen mich zu werden. Während Ihrer Abweſenheit iſt ein Schiff aus Indien mit dem Reſt meines Geſchwaders angekommen, und

ich habe endlich den Beweis, daß Richard de Beaulieu ein Ehrenmann iſt und alle Achtung verdient. Das Ereigniß zu Calcutta, wo der Capitän Bolingbrocke umkam, war nur ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden. Von dem ſchändlichen Verrath zu Pondichéry, deſſen Richard de Beaulieu beſchuldigt wurde, hat er nicht die mindeſte Ahnung gehabt. Der Verräther war ſein Commis Dubarail, ein endlich entlarvter Fälſcher, der Unterſchriften geſchickt nachzumachen verſtand und um ſeinen Verrath zu verbergen, auf den hölliſchen Gedanken gekommen war, ſeinen Herrn und Wohlthäter zu compromittiren. Ein Zweifel iſt jetzt nicht mehr möglich. Der Agent, den ich nach Pondichéry geſchickt, hat mir ein von dem Verbrecher ſelbſt unterzeichnetes Geſtändniß überbracht, und dieſes authentiſche Beweisſtück iſt bereits vielen Perſonen vorgelegt worden. — Sie ſehen, meine Herren, daß ich nicht zögern darf, ihn als meinen Schwiegerſohn anzuerkennen. Es iſt meine Pflicht. Und ich hoffte,« fügte Sir Georges mit tiefer Rührung hinzu, »ich hoffte auch meinen Enkel anzuerkennen.«

Richard ſank ſchluchzend dem Admiral in die Arme, und wer unter den Anweſenden dieſe Scene verſtehen konnte, war tief gerührt. Stewart trat ſchüchtern auf den Coloniſten zu.

»Ich bitte Mr. Palmer oder vielmehr Richard de Beaulieu,« ſagte er, »mir zu verzeihen, daß ich ihn in der letzten Zeit ſo kalt und unhöflich behandelt. Das Geheimniß, welches Sir Georges hinſichtlich ſeines Schwiegerſohnes bewahrte, und zumal gewiſſe Gerüchte . . . aber dieſes Vorurtheil, welches ich ſehr beklage, war ſchon

durch Palmer's Muth und hochherzige Aufopferung faſt ausgetilgt worden. Und wenn er mir mit ſeiner Verzeihung zugleich ſeine Freundſchaft ſchenken will . . .«

Richard faßte die dargebotene Hand und drückte ſie herzlich; aber aus ſeinem Erſtaunen konnte man ſchließen, daß er das kalte Benehmen, welches Stewart ſo aufrichtig eingeſtand, nicht bemerkt hatte. Anna trat dazwiſchen, um peinlichen Erörterungen vorzubeugen.

»Mylord,« ſagte ſie gerührt, »ſeien Sie geſegnet für den Troſt, den Sie meinem Onkel bringen; er bedarf desſelben gerade jetzt am meiſten. Er hat viel gelitten unter der ungerechten Anklage, die gegen ihn erhoben worden war, und ich weiß, daß Sie einen ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt haben.«

»Dieſer Wunſch iſt zu ſpät erfüllt worden!« rief der arme Palmer mit Heftigkeit. »Was nützt mir jetzt Reichthum und Achtung und Unabhängigkeit, da ich dieſe erſehnten Güter nicht mehr mit Weib und Kind theilen kann? — Ich danke Ihnen, Sir Georges, aber es iſt zu ſpät!«

Und er überließ ſich wieder ſeiner tiefen Betrübniß.

»Zu ſpät!« wiederholte der Gouverneur, ſich zu Miß Surrey wendend. »Glauben Sie es, Anna?«

Sie ſchlug erröthend die Augen nieder.

Nach einer kleinen Weile brach die Truppe wieder auf. Die größtentheils verwundeten Orangs hatten ſich auf die umſtehenden Bäume geflüchtet und warfen noch drohende Blicke auf die Jäger, aber einen Angriff wagten ſie nicht mehr. Man entfernte ſich daher aus der gefährlichen Schlucht, und da ſich kein bedeutendes Hinderniß mehr fand, erreichte man vor Sonnenuntergang die Colonie.

Schluß.

I.

Eine Woche ſpäter ſchickte ſich der Admiral Stevenſon an, mit dem unter ſeinem Befehl ſtehenden Geſchwader die Rhede von Neu-Drontheim zu verlaſſen. Während dieſer Woche hatte Sir Georges beſtändig in Palmer's Hauſe gewohnt, und Stewart war mit der Familie noch inniger befreundet worden als vorher. Man wunderte ſich daher weder in der Colonie noch auf den Kriegsſchiffen, als am Tage vor der Abreiſe des Admirals die Nachricht von der nahebevorſtehenden Vermälung des jungen Gouverneurs mit Miß Anna Surrey verbreitet wurde. Ein katholiſcher Miſſionär hatte ſeinen Wohnſitz in einer europäiſchen Niederlaſſung an der Küſte von Sumatra, und der Admiral hätte ſehr gewünſcht, daß die Trauung in ſeiner Gegenwart vollzogen wäre. Aber da ihm ſeine Dienſtpflicht nicht erlaubte, ſeinen Aufenthalt in Neu-Drontheim zu verlängern, ſo mußte er auf dieſe Freude verzichten.

Sir Georges war mit Stewart und dem Doctor einige Stunden vor der Abfahrt gekommen, um von ſeinen Verwandten Abſchied zu nehmen. Der Hof war voll von Sänftenträgern, Seeleuten, Negern, Malayen, Chineſen. Mitten in dieſem Getümmel war auch unſer alter Bekannter Yaw. Er ſprach leiſe mit einem Landsmann, der von einem ſegelfertig im Hafen liegenden engliſchen Handels-

ſchiffe war. Als das Geſpräch eben recht lebhaft zu werden begann, wurde Yaw mit gebieteriſcher Stimme gerufen. Er ſchaute auf und bemerkte oben auf der Leiter, welche zu der ſchwebenden Hütte des ſeligen Elephantentödters führte, ſeine Braut Leichtfuß. Die Malayin ſah entſetzlich aus mit ihrem zerſchnittenen Geſicht, und Yaw würde den Ruf wahrſcheinlich unbeachtet gelaſſen haben, wenn ihn nicht eine drohende Geberde an die Pflicht des Gehorſams gemahnt hätte. Er flüſterte daher ſeinem Genoſſen in aller Eile ein paar Worte zu und wackelte auf die Hütte zu. Unten an der Leiter wollte er ſtehen bleiben, aber ein zweiter gebieteriſcher Wink beflügelte ſeine Füße.

Als er in der Hütte war, ſchloß Leichtfuß hinter ihm die Bambuslattenthür, ergriff einen langen vergifteten Dolch und ſagte wüthend zu ihm:

»Du willſt mit den Seranis (Chriſten) abreiſen und deine Braut verlaſſen. Elephantentödter liegt drüben im Walde begraben, und es iſt ihm recht geſchehen, denn er hat mich häßlich gemacht. Aber ich habe ſeinen Kriß behalten, und ich ſtoße Dich nieder, wenn Du mich wirklich verlaſſen willſt.«

Der Chineſe verwahrte ſich mit gewohnter Zungenfertigkeit und in den ſeltſamſten Ausdrücken gegen ein ſolches Vorhaben. Nie hatte er die Gadiſe reizender gefunden; ihre Augen glänzten wie Sterne, die Narben ſtänden ihr ungemein ſchön; er ſei bereit ſie zu heiraten und mit in das wonnevolle himmliſche Reich zu nehmen. Er beſitze große Reichthümer, die er mit ſeiner Erwählten theilen werde. Sie müſſe ſeine Mandarine, er ihr Mandarin werden.

Dieſe Schmeicheleien und Verſprechungen ſchienen die

Malayin zu beſänftigen. Sie hörte ja wieder die Sprache der Bewunderung, welche ihrem gefallſüchtigen, eitlen Naturell zum Bedürfniß geworden war. Sie lächelte, um ihre goldenen Zähne zu zeigen, und erwiederte ſanfter:

»Yaw, höre mich an. Mein Vater iſt von den Waldmenſchen erſchlagen worden, und ſeine Seele iſt in den Leib eines Nini (Tiger) gefahren. Wenn Elephantentödter noch lebte, ſo würde er ein Schurſchur*) für ſeine Tochter verlangt und alle meine Geſchmeide zurückbehalten haben, weil er ein Geizhals und Spieler war. Jetzt haſt Du kein Schurſchur zu geben, und Du wirſt alle die reichen Geſchmeide beſitzen, die mich ſchön machen. Sieh nur!«

Sie öffnete einen Koffer von Ebenholz und nahm ſeidene Sladani, goldene Ringe und Nadeln, Halsbänder von Zechinen und ſilbernen Spangen heraus. Alle dieſe Kleinodien legte ſie mit fieberiſcher Haſt an, bis daß ſie mit denſelben überladen war. Der Koffer enthielt noch kunſtvoll gearbeitete Siribüchſen, chineſiſche Fächer, zierliche Etuis von Elfenbein — lauter Geſchenke von Verehrern verſchiedener Generationen. Man hätte einen Kaufladen damit aufputzen können. Yaw war geblendet. Er ward immer zärtlicher gegen die Gadiſe mit dem zerſchnittenen Geſicht; ſie war »die Blume ſeines Gartens, die Sonne ſeines Himmels, die Perle ſeines Schmuckes«; ihre rothen Narben glichen »Verzierungen von Sandelholz auf dem gelben Bernſtein ihrer Haut«, keine Andere als Leichtfuß ſollte ſeine Gattin,

*) Nach malayiſcher Sitte muß der Bräutigam den Verwandten ſeiner Braut ein ſeinem Vermögen angemeſſenes Geſchenk machen, und dieſes Geſchenk heißt Schurſchur. Anm. des Verf.

ſeine »Mandarine« ſein. Er legte indeß die Geſchmeide, mit denen ſich die Gadiſe geſchmückt hatte, ſorgfältig wieder in den Koffer.

»Die jungen Leute unter den Seranis,« ſagte er, »die Malayen und Hindu würden Yaw um ſein Glück beneiden und ihm die Gadiſe wegkapern, wenn ſie ſo reizend erſchiene.«

Die Malayin ſchien über dieſe feurige Bewunderung entzückt. Der Chineſe fügte einſchmeichelnd hinzu:

»Will mich Leichtfuß anhören, wenn ich roſenrothe Worte ſpreche? Der Koffer, welcher dieſe Schätze enthält, kann nicht hier bleiben in dieſer offenen Hütte, wo ihn die Königin der Gadiſen nicht vertheidigen könnte. Yaw wird daher den Koffer mit der Ausſteuer ſeiner Frau in das Haus bringen, wo er ſeine eigenen Schätze aufbewahrt. Seine liebliche Braut, das Auge ſeines Antlitzes, das Lächeln ſeines Mundes, die Freude ſeiner Seele vertraue ihm dieſen koſtbaren Schmuck, der alle Herzen des himmliſchen Reiches entflammen wird, zur Aufbewahrung an.«

Leichtfuß, durch dieſe überſchwenglichen Schmeichelreden geblendet, machte keine Einwendungen. Der Chineſe betheuerte, daß morgen geheiratet werden ſolle, verſchloß den Koffer, hob ihn auf ſeine breiten Schultern und verließ die Hütte. Noch auf der Leiter faſelte er von ſeiner »Mandarine«, von der »Blume ſeines Gartens«, von der »Sonne ſeines Himmels«, und die Gadiſe hörte ihn noch, als er längſt verſchwunden war.

Als ſie allein war, nahm ſie aus ihrem Gürtel einen kleinen Spiegel und betrachtete ſich lange.

»Leichtfuß iſt nicht mehr ſo ſchön wie vormals,« ſagte

ſie endlich ſeufzend, »und hier würde man ſie verſchmähen; aber in China wird ſie vielleicht noch alle Herzen bezwingen.«

Im Herrenhauſe fand inzwiſchen ein ganz verſchiedener Auftritt ſtatt. Um den Admiral Stevenſon waren Richard, Miſtreß Surrey, Anna, James Stewart und der Doctor Van Stetten verſammelt. Sir Georges drückte ſeinem Schwiegerſohne die Hand und ſagte herzlich zu ihm:

»Leben Sie wohl, Richard. Ich habe Ihre großen, edlen Eigenſchaften leider zu ſpät kennen gelernt. Vielleicht ſehen wir uns nicht mehr wieder, denn Sie wiſſen, daß ich in dieſe Meere gekommen bin, um den Feind Englands aufzuſuchen und zu bekämpfen, und ich muß thun, was meine Pflicht iſt. Als ich in dieſer Colonie landete, hoffte ich andere, meinen theuerſten Wünſchen entſprechende Pflichten zu erfüllen; Gott hat es nicht gewollt!«

Er war ſo tief ergriffen, daß er einige Augenblicke unfähig war zu ſprechen; nach einer kurzen Pauſe fügte er hinzu:

»Es wäre auch mein ſehnlicher Wunſch geweſen, daß Sie ſich Alle auf einem Schiffe meines Geſchwaders nach Batavia begeben könnten. Dann hätte ich noch hoffen können, Sie in Indien wiederzuſehen und Zeuge des Glücks unſerer Verlobten zu ſein. Aber da Sie, Richard, hier an der Ruheſtätte Ihrer Lieben leben und ſterben wollen, ſo bleibt mir nichts übrig, als Sie der Liebe und Freundſchaft des jungen Paares zu empfehlen. Denn auch Stewart, Anna und Miſtreß Surrey wollen die Colonie nicht verlaſſen, ſo lange als Sie ihrer zärtlichen Sorge und Pflege bedürfen werden.«

»Mylord,« erwiederte Richard in ſeiner trüben, troſt-

loſen Stimmung, die ihn nie mehr verließ, »ich weiß dieſe Selbſtverläugnung zu ſchätzen, aber ich werde ſie auf keine zu lange Probe ſtellen.«

Alle Anweſenden thaten Einſpruch und antworteten mit Verſicherungen innigſter Liebe und Theilnahme.

»Die Zeit drängt,« ſagte der Admiral, »wir müſſen uns beeilen. — Nehmen Sie dieſes Packet, Richard,« fügte er hinzu und reichte dem Coloniſten einen mit mehreren großen Siegeln verſehenen Brief, »es enthält mein Teſtament. Wenn ich auf einem meiner gefahrvollen Züge einen Seemanns- oder Soldatentod finde, ſo ſoll mein ganzes Vermögen, das einſt meiner Tochter und meinem Enkel beſtimmt war, unſerer lieben Anna zufallen, die durch ihre Sanftmuth und aufopfernde Liebe ſo viel zur Verſchönerung der Lebenstage meiner Eliſabeth beigetragen hat. — Danken Sie mir nicht . . . Anna, Richard, kein Wort, ich bitte Sie. — Und hier,« fuhr er fort und übergab dem Gouverneur eine Schrift, »hier iſt eine Urkunde, welche Mr. Stewart ſpäter von einigem Nutzen ſein kann. Dieſes Document ermächtigt ihn, an ſeiner Statt einen Offizier, den er für würdig und befähigt hält, zum Gouverneur dieſer Colonie zu ernennen, falls er nach meiner Abreiſe Luſt bekommen ſollte, Neu-Drontheim zu verlaſſen.«

»Tauſend Dank, Mylord!« ſagte der Gouverneur; »aber wir werden nicht abreiſen, wenn nicht Herr von Beaulieu . . .«

»Nehmen Sie die Vollmacht nur an, lieber James,« unterbrach Richard wehmüthig lächelnd; »dieſes Document werden Sie brauchen.«

»Endlich,« fügte der Admiral, ein drittes Schriftstück zeigend, hinzu, »wünsche ich auch dem guten Doctor Van Stetten meinen Dank abzustatten. Er hat, so viel ich weiß, als Kriegsgefangener wohl nicht viel zu leiden gehabt; aber er scheint seine Fesseln doch mit einiger Ungeduld zu tragen. Dieser Befehl ermächtigt den Doctor, die englischen Besitzungen mit Sack und Pack zu verlassen, wann und wie er will, ohne daß er einen Auswechslungsvertrag abzuwarten braucht.«

Der Doctor nahm diese unerwartete Gunst eben nicht mit großer Freude auf.

»Mylord,« stammelte er, »ich bin Ihnen sehr dankbar. Die Freiheit ist ein höchst kostbares Gut. Aber ich muß gestehen, daß ich mich von meinen Freunden in der Colonie nur ungern trennen würde, und überdies sind meine Sammlungen noch lückenhaft. Kurz, ich kann Sumatra noch nicht verlassen.«

»Ach! Doctor, das ist schön von Ihnen,« sagte Miß Surrey; »was sollte ich ohne Sie anfangen?«

»Ich weiß, was für Bedenken der gelehrte Doctor hat,« sagte der Admiral schalkhaft. »Um Ihnen völlig freie Hand zu lassen, mögen Sie selbst das Datum an die offengelassene Stelle setzen. — Doch es ist Zeit,« fügte er mit ganz anderem Ton hinzu, »wir müssen scheiden.«

Er schloß Alle, die ihm theuer und werth geworden waren, mit Inbrunst in seine Arme; er konnte ja nicht hoffen, sie in diesem Leben wieder zu sehen.

Als sich der Admiral entfernen wollte, sagte Miß Surrey leise zu ihm:

»Sir Georges, Sie versprachen mir, dem Chinesen

Yaw auf dem nach Batavia ſegelnden Schiff einen Platz zu verſchaffen. Haben Sie die nöthigen Befehle gegeben?«

»Ihr Wunſch iſt erfüllt, mein Kind. Der Chineſe wird ſchon mit ſeinem Gepäck am Bord ſein. — Adieu alſo, liebe Anna, der Himmel erhöre meine Wünſche für Ihr Glück!«

Bald darauf meldeten die Kanonen, daß das Geſchwader abſegelte, und am andern Morgen erfuhr die Gadiſe mit Verzweiflung die Flucht ihres Bräutigams. Yaw hatte den Koffer, der die Ausſteuer enthielt, mitgenommen, aber die Braut hatte er vergeſſen.

II.

Richard jagte wieder, wie früher, im Urwalde. Er wurde nicht mehr durch die Hoffnung, ſeinen Sohn wiederzufinden, in die Einöde getrieben, aber er wollte ihn noch rächen, und vielleicht war auch die Einſamkeit für ſein wundes, menſchenfeindliches Gemüth ein Bedürfniß geworden. Trotz der dringenden Bitten Stewart's und deſſen junger Frau blieb er oft wochenlang abweſend; wenn er nach Hauſe kam, war er trauriger, hinfälliger. Die Orangs hatte er indeß nie wieder gefunden; vielleicht waren die meiſten dieſer furchtbaren Vierhänder an ihren Wunden verendet, oder ſie hatten, durch die Waffen der Europäer vertrieben, die Nähe der Colonie verlaſſen und ſich in Gegenden zurückgezogen, wohin ihnen kein menſchliches Weſen folgen konnte.

Einige Monate nach den eben erzählten Ereigniſſen kam

Richard nicht an dem bestimmten Tage aus dem Urwalde zurück. Stewart, der sehr besorgt war, versammelte einige Eingeborne und veranstaltete einen Streifzug in den ihm bekannten Theil der Einöde, wo er den unglücklichen Jäger zu finden hoffte. Endlich entdeckte man in der Nähe der Lagunen einen verstümmelten, von den wilden Thieren benagten Leichnam. Es war Richard. Wie er umgekommen war? ob er im Kampfe mit den Waldmenschen den Tod gefunden hatte, oder von Krankheit und Gram erschöpft entschlafen war? Man hat es nie erfahren.

Er hatte richtig prophezeit, daß er das junge Paar nicht lange in Sumatra aufhalten werde.

Als Stewart seinem Oheim die letzte Ehre erwiesen hatte, entschloß er sich, dieses unheilvolle Land auf immer zu verlassen. Er machte nun von der Vollmacht Gebrauch, die ihm der Admiral gelassen hatte, und ernannte einen Offizier zu seinem Nachfolger. Die ererbte Besitzung wurde vortheilhaft verkauft und er schiffte sich mit Frau und Schwiegermutter nach Indien ein.

Es versteht sich, daß der Doctor Van Stetten nicht mehr als Kriegsgefangener bleiben mochte; er reiste mit seinen Freunden ab. Das Schiff vermochte die für das Museum zu Leyden bestimmten Kisten mit Herbarien, Insecten, Vögeln und Thierhäuten kaum zu tragen. Aber zum größten Kummer des gelehrten Naturforschers war kein Orang-Utang dabei, und trotz der Gefahren, die er bestanden, hatte er nicht einmal den Gesichtswinkel eines Waldmenschen messen können.

Seit jener Zeit hat die Wissenschaft mehr Glück gehabt; mehre Naturaliencabinete in Europa haben aus-

gestopfte Waldmenschen. Dagegen ist nie ein ausgewachsener lebender Orang in Europa gesehen worden, und die Geschichte dieser Species ist noch ziemlich dunkel. Die Meinungen der Reisenden sind widersprechend, und einige unter ihnen haben noch nicht entschieden, ob die Orangs von Sumatra oder Borneo die höchste Stufe unter den Affen oder die niedrigste unter den Menschen einnehmen.

Ein Reisender der neuesten Zeit, der gelehrte Forscher Domeny de Rienzi, der lange in den Malayenländern gewohnt und einige Monate einen zahmen Orang besessen hat, urtheilt folgendermaßen über diese sonderbaren Geschöpfe: »Der Orang hat nicht die Gabe der Sprache, aber er scheint Alles, selbst den Ausdruck unseres Gesichtes zu verstehen. Wenn er sprechen könnte, so würden wir kein Bedenken tragen, ihn den Ureinwohnern von Australien, den Hottentotten und Buschmännern gleichzustellen. Die Cretins in den Alpen, in den Pyrenäen und im Kaukasus schienen mir mehr maschinenmäßig als ein Orang.« *)

*) Océanie, von Rienzi, I. S. 38.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien